

Hochschule Zittau/Görlitz  
Fakultät Sozialwissenschaften  
Furtstraße 2  
02826 Görlitz

## **Sucht & Männlichkeit**

Suchtentwicklung im Kontext männlicher Sozialisation in der westlichen Kultur und die Auswirkung auf die gendersensible Suchtarbeit

### **Bachelor Arbeit**

**Studiengang:** Soziale Arbeit (BA)

**Verfasser:** André Schubert (202310)

**Erstgutachterin:** Prof. Dr. phil. Ulrike Gräbel

**Zweitgutachterin:** D.-Soz.-Arb./Soz.-Päd. (FH), M.A. Sozial  
Management Daniela Ahrens

**Abgabedatum:** 22.01.2015

<b>EINLEITUNG .....</b>	<b>4</b>
<b>1. MÄNNLICHKEIT UND MÄNNLICHE SOZIALISATION IN DER WESTLICHEN KULTUR.....</b>	<b>6</b>
1.1 AKTUELLER DISKURS UND THEMEN IN DER MÄNNERFORSCHUNG .....	6
1.2 MÄNNLICHKEIT ALS GEGENSTANDSBESTIMMUNG IN DER GESCHLECHTERFORSCHUNG .....	8
1.2.1 <i>Gender-Studies – Gleichheit und Differenzierung von Geschlecht</i> .....	8
1.2.2 <i>Definition von Männlichkeit</i> .....	10
1.2.3 <i>Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nach R. Connell</i> .....	12
1.2.4 <i>Soziale Konstruktion des männlichen Geschlechtes</i> .....	17
1.3 MÄNNLICHE SOZIALISATION.....	23
1.3.1 <i>Der männliche Habitus</i> .....	23
1.3.2 <i>Sozialisation von Jungen und Männer</i> .....	26
1.3.3 <i>Bewältigungsstrategien im Kontext männlicher Sozialisation</i> .....	32
<b>2. SUCHT IM SPANNUNGSFELD KULTURELLER PRÄGUNG UND MÄNNLICHER SOZIALISATION.....</b>	<b>35</b>
2.1 ALKOHOL UND DIE GESCHLECHTLICHE PRÄGUNG IN UNSERER KULTUR .....	36
2.2 DAS GESCHLECHT DER DINGE – GESCHLECHTSTYPISCHES ERNÄHRUNGSVERHALTEN UND ALKOHOLKONSUM .....	42
2.3 ALKOHOLKONSUM IN DER MÄNNLICHEN SOZIALISATION .....	45
2.3.1 <i>Die Bedeutung von Alkohol bei Initiationsriten während der männlichen Adoleszenz</i> .....	46
2.3.2 <i>Alkoholkonsum und männliches Risikoverhalten</i> .....	50
<b>3. SUCHT ALS BEWÄLTIGUNGSSTRATEGIE.....</b>	<b>53</b>
3.1 DEFINITION: SUCHT UND ABHÄNGIGKEITSERKRANKUNG.....	53
3.1.1 <i>Phasen der Sucht</i> .....	55
3.2 TRINKMOTIVE.....	57
3.2.1 <i>typisch männliche Trinkmotive</i> .....	59
3.3 ABHÄNGIGKEIT UND KONFLIKTBEWÄLTIGUNG .....	61
3.3.1 <i>Definition: Konflikt</i> .....	61
3.3.2 <i>Wahl und Ausführung von Bewältigungsstrategien</i> .....	63
3.3.3 <i>Suchtmittelkonsum als Konfliktbewältigung</i> .....	64
3.4 MÄNNLICHKEIT UND BEWÄLTIGUNG IM KONTEXT VON SUCHTMITTELKONSUM.....	66
3.4.1 <i>Vater-Sohn-Beziehung als Einflussfaktor auf das Bewältigungsverhalten von Männern</i> .....	68
<b>4. GENDERSENSIBLE SUCHTARBEIT .....</b>	<b>72</b>
4.1 AUFBAU DES SUCHTHILFESYSTEMS IN DEUTSCHLAND .....	73
4.2 GENDERKOMPETENZ ALS QUALITÄTSKRITERIUM .....	75
4.3 MÄNNERSPEZIFISCHE SUCHTARBEIT .....	77
4.3.1 <i>Klienten Ebene</i> .....	79
4.3.2 <i>Mitarbeitende Ebene</i> .....	83
<b>ABSCHLUSSWORT .....</b>	<b>87</b>

<b>LITERATURVERZEICHNIS .....</b>	<b>89</b>
<b>ANHANG: 1. FALLBESCHREIBUNG A. ....</b>	<b>100</b>
ANHANG: 1.1 GESPRÄCHSVERLAUF FALL A.....	101
ANHANG: 1.2 GENOGRAMM FALL A. – ALLGEMEINE DATEN.....	102
ANHANG: 1.3 GENOGRAMM FALL A. – BEZIEHUNGEN UND WOHNVERHÄLTNISSE .....	103
<b>ANHANG: 2. FALLBESCHREIBUNG B.....</b>	<b>104</b>
ANHANG: 2.1 GESPRÄCHSVERLAUF FALL B.....	105
ANHANG: 2.2 GENOGRAMM FALL B. – ALLGEMEINE DATEN.....	106
ANHANG: 2.3 GENOGRAMM FALL B. – BEZIEHUNGEN UND WOHNVERHÄLTNISSE .....	107
<b>ANHANG: 3. GENOGRAMM INDEX.....</b>	<b>108</b>
<b>SELBSTSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG.....</b>	<b>109</b>

## **Einleitung**

*„Du willst um jeden Preis besser sein (...) das ist so vorsintflutlich. Alle Männer denken immer nur an Leistung, haben aber ein Körperteil, das nicht funktioniert sobald sie Angst um ihre Leistung haben.“*  
*(Love & Other Drugs, 2010)*

Mit dieser Aussage analysierte die Filmfigur Maggie Murdok (gespielt von Anna Hathaway) in der Komödie „Love & Other Drugs“ die eingetretene Erektionsstörung ihres Sexualpartners Jamie Randall (gespielt von Jake Gyllenhaal). Ein wunderbares Beispiel für männlichen Wettbewerb und welche somatischen Auswirkungen Konkurrenzkampf und Leistungsdruck haben können. Die Aussage spiegelt ein grundlegendes Thema in der männlichen Sozialisation wieder, die immer noch mit dem traditionellen Rollenbild des omnipotenten Mannes einhergeht und von Maggie zu Recht als „vorsintflutlich“ bezeichnet wird. Leistung, Stärke, Wettkampf, Potenz und männliche Widersacher werden in diesem Film thematisiert und von einer Frau kritisiert. Die beiden Figuren sprechen offen darüber und zeigen damit einen positiven Weg, um mit Druck und innerpsychischen Prozessen umzugehen und diesen zu bewältigen. Einen Weg, den viele Männer nicht gehen und andere Strategien wählen. Sucht, und vor allem Alkohol, spielen dabei oft eine Rolle und führen zu erheblichen Folgeschäden sowie Abhängigkeitserkrankungen. Im Laufe des Studiums zur Sozialen Arbeit begegneten sich mir stets diese beiden Themenfelder, die ich separat voneinander erkundet habe und in den Praxissemestern vertiefen konnte. Die Rede ist von „Männlichkeit und Sucht“ und vor allem im eigenen familiären Kreis wurde mir deutlich wie stark Alkohol mit Männlichkeit verbunden wird. In der Sprache durch Ausdrücke wie „Elferzug“, der beschreibt, dass auf dem Bau um 11 Uhr das erste Bier getrunken wird, „Feierabendbier“ als Belohnung der am Tag erbrachten Leistung oder gar rituelle Anlässe wie z.B. zur Jugendweihe das erste Bier eingeschenkt zu bekommen, sind Anzeichen der kulturellen Verankerung von Alkohol und Trinkgewohnheiten. Meine Erfahrungen aus der Suchtarbeit (Suchberatung und Suchtprävention) bestätigten mir meine Annahme, dass Mann

und Alkohol fest miteinander verbunden sind. Diese Erkenntnis nahm ich zum Anlass für die vorliegende Bachelor-Thesis. Ich wollte die Faktoren kultureller Prägung von Alkohol, Männlichkeit und die Auswirkungen auf das männliche Suchtverhalten untersuchen sowie Leitlinien für gendersensible Suchtarbeit unter der Berücksichtigung männlicher Lebensweisen entwickeln. Folglich vereinte ich alle zu untersuchenden Merkmale im folgenden Thema: *Suchtentwicklung im Kontext männlicher Sozialisation in der westlichen Kultur und die Auswirkung auf die gendersensible Suchtarbeit.*

Im ersten Kapitel werden ausgewählte Theorien über die Entstehung und Definition von Männlichkeit dargestellt sowie männliche Sozialisation skizziert. Darauf aufbauend wird im zweiten Kapitel die kulturelle Prägung von Alkohol anhand von historischen und gesellschaftlichen Punkten analysiert. Unter der Betrachtungsweise männlicher Sozialisation und männlicher Identitätskonstruktion soll die Verbindung von Sucht, spezifisch von Alkoholkonsum, hergestellt werden. Im dritten Kapitel werden diese Gesichtspunkte unter dem Licht der Sucht als Bewältigungsstrategie betrachtet. Abschließend werden Leitlinien und Vorschläge für eine gendersensible, männerspezifische Suchtarbeit entwickelt. Die Arbeit wird mit zwei anonymisierten Fällen aus der Suchtberatungspraxis veranschaulicht, um einen Praxisbezug zum Thema herzustellen. Im Anhang werden Fallbeschreibung, Gesprächsverläufe und Genogramme zur Verdeutlichung bereit gestellt, die aus der Praxis für die Erstellung des Sozialberichtes verwendet wurden. Es wird im Laufe der Thesis beispielhaft darauf Bezug genommen.

## **1. Männlichkeit und männliche Sozialisation in der westlichen Kultur**

### **1.1 Aktueller Diskurs und Themen in der Männerforschung**

Im folgenden Kapitel werde ich aktuelle Diskurse und Themen aus verschiedenen Blickwinkeln der Männerforschung beschreiben. Sie dienen als Grundlage für die weiteren Erläuterungen zum Hauptthema des ersten Kapitels.

Ein weiteres Feld der Männerforschung beschreibt die soziale Konstruktion des Geschlechtes, dabei gehen Nina Baur und Jens Luedtke (2008, S. 8 ff) davon aus, dass „ (...) Männlichkeit nicht primär biologisch bedingt ist, sondern sozial konstruiert wird.“ Das biologische Geschlecht, welches eindeutig durch körperliche Attribute zu bestimmen ist, wird von einem sozialen Geschlecht überformt. Das Bild von der Natur des Mannes oder der Frau ist somit nur ein Ergebnis der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechtern, selbst die naturwissenschaftlichen Forschungen unterliegen diesen Ideen unserer Kultur (vgl. Baur/Luedtke, 2008, S. 9). Diese sozial konstruierte Männlichkeit erfährt mit Raewyn (Robert W.) Connell ein Leitbild in der Männerforschung unter dem Begriff der männlichen Hegemonie, die sowohl das Thema Macht, Körper, Emotionalität und vor allem das Patriarchat beinhaltet. Hierarchien müssen beleuchtet werden und dürfen in einer differenzierten Männlichkeitsforschung nicht außer Acht gelassen werden (vgl. Connell, 2006, S. 98 ff).

„Die Soziologie verfügt mittlerweile über ein recht klares theoretisches und empirisches Bild über die soziale Konstruktion von Weiblichkeit sowie typische Diskriminierung von Frauen in den verschiedensten Lebensbereichen“ (Baur/Luedtke, 2008, S. 7). Dabei hat die Frauenforschung festgestellt, dass Männlichkeit als das „Normale“ in unserer Gesellschaft angesehen wird, gegen das Rechte eingefordert werden muss. Ein Indiz dafür ist, dass die Frau lange Zeit über den Status des Mannes definiert wurde. Dennoch wird Männlichkeit kaum konkretisiert, da es anscheinend eindeutig ist welche soziale Konstruktion in der

westlichen Gesellschaft vorgesehen ist für den Mann. Erwerbsarbeit steht hierbei immer noch als großer Indikator für Männlichkeit (vgl. Baur/Luedtke, 2008, S. 7 ff). „Die Dinge scheinen klar: Männer besetzen noch immer die wichtigsten Positionen in Wirtschaft, Politik, Kirche und Kultur; Männer verdienen im gesellschaftlichen Durchschnitt mehr als Frauen“ (Hollstein, 2008, S. 9). Walter Hollstein spricht von Krisensymptomen des Mannes und dem gesellschaftlichen Machtverlust. Er führt an, dass es bewiesen ist, dass Jungen massive Erziehungs- und Bildungsprobleme aufweisen sowie eine ungünstige Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt zu verzeichnen ist. Hierzu führt Hollstein (2008, S. 24) aus:

Unter dem ökonomischen Druck der damaligen Voll- und Überbeschäftigung erweiterte sich die weibliche Rolle um die Dimension der Erwerbstätigkeit, der Außenorientierung und der wirtschaftlichen Durchsetzungsfähigkeit. Sie modernisiert sich also auf der Folie der ökonomischen und politischen Erfordernisse der Epoche, während die männliche Rolle zunächst traditionell blieb. Der Erweiterung der Weiblichkeit nach außen stand keine Erweiterung der Männlichkeit nach innen zur Seite.

Dies definiert das Problem der Krise der Männlichkeit (vgl. Hollstein, 2008, S. 24 ff). Im Gegensatz dazu führt Lothar Böhnisch an, dass sich Männer in einem Bewältigungsdilemma befinden, das durch die Nivellierung der tradierten Geschlechterrollen ausgelöst wurde. Diese Problematik ist von komplexer und widersprüchlicher Natur, so dass tatsächlich von einer „Männerfrage“, die immer mehr in den Fokus der Männerforschung gerät, gesprochen werden kann. Differenziert betrachtet ist die vermeintliche Krise des Mannes nicht durch die Frauenbewegung ausgelöst worden, sondern die Ergebnisse und Statistiken der Geschlechterforschung, die den Mann in seiner Dominanz als Verlierer darstellen lassen. Das Schwache im starken Geschlecht wird immer mehr zur wahrgenommenen Realität des eigentlichen ideologisierten Heros des traditionellen Mannes. So passen Modelle wie Langzeitarbeitslosigkeit, Burnout und Depression nicht in ein männliches Selbstbild. Der Mann wird in der zweiten Moderne<sup>1</sup> immer mehr mit Ambivalenzen seiner eigentlichen Vorstellungen

---

<sup>1</sup> „Wenn mit Beginn des 21. Jahrhunderts von der zweiten Moderne die Rede ist, so wird vor allem auf die Entgrenzungen hingewiesen, die sie hervorbringt. Etablierte Strukturen der Ersten Moderne lösen sich auf oder vermischen sich mit neuen. Alte Grenzen verschwimmen, neue Grenzen tun sich auf. Bisherige lineare Konstruktionen im Lebenslauf brechen auf, werden hinterfragt und reflexiv rekonstruiert. (...) Vor Allem ist mit der Entgrenzung der Erwerbsarbeit die lebensgeschichtlich bisher zentrale Verknüpfung von männlicher Identität und Arbeit und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Frage gestellt. (...) Dennoch sind die alten Strukturen nicht verschwunden“ (Böhnisch, 2013, S. 10/11).

seines Selbst konfrontiert und die Fassade der Macht und Dominanz scheint zu bröckeln (vgl. Böhnisch 2013, S. 9 ff). „Inzwischen haben die Entgrenzungsdynamiken der Arbeitsgesellschaft und die geschlechtsemanzipatorischen Entwicklungen in Bildung und Konsum zu einer offensichtlichen Nivellierung der Geschlechter und einer Entgrenzung des traditionellen Geschlechterverhältnisses geführt“ (Böhnisch 2013, S. 11). Die Auflösung der Geschlechter bis hin zur Privatisierung des Geschlechts wird damit zu einem Themenfeld in der Geschlechterforschung. Dabei meint Privatisierung fast schon ein Verschweigen, der eigentlichen Probleme und der damit ausbleibende Bewältigungsprozess. Diese Strategie der Privatisierung scheint ein letzter Versuch, die traditionelle Rolle des Mannes aufrecht zu erhalten, in dem es in den privaten Bereich verbannt wird. Dabei gilt es neue Modelle vorzuleben und neue Identifikationsmöglichkeiten anzubieten zur Bewältigung des Rollenkonfliktes (vgl. Böhnisch 2013, S. 12).

## **1.2 Männlichkeit als Gegenstandsbestimmung in der Geschlechterforschung**

Um über männliche Sozialisation sprechen zu können, sollte zunächst Männlichkeit definiert werden. Es werden in den folgenden Unterkapiteln verschiedene Theorien und Erklärungsansätze, die ich für relevant erachte, dargestellt.

### **1.2.1 Gender-Studies – Gleichheit und Differenzierung von Geschlecht**

Zunächst möchte ich Geschlecht definieren, bevor überhaupt Männlichkeit als Kategorie in der Forschung bestimmt werden kann.

Oftmals ist in der populistischen Literatur die Rede von der unveränderbaren Differenz zwischen den Geschlechtern. Diese vermeintliche Unterschiedlichkeit

scheint auf den ersten Augenblick als alltagstauglich zu gelten. Diese Theorie wird von den Befürworter\_innen meist von biologischen Erkenntnissen gestützt (vgl. Wilz, 2008, S. 8). „Vom Ausgangspunkt der Verteilung von x- und y-Chromosomen an werden zwei und nur zwei Geschlechter unterschieden, deren körperliche Ausstattung sie zu grundsätzlich unterschiedlichen Gehirnleistungen, Wahrnehmungen, motorischen Fertigkeiten u.a. befähigt“ (Wilz, 2008, S. 8). Somit wird fraglos hingenommen, dass die Lebenswelten von Frauen und Männern komplett unterschiedlich sind und nicht zueinander passen, so dass gewisse Handlungen vom jeweiligen gegenüberliegenden Geschlecht nicht nachzuvollziehen scheinen. Diese Annahme schließt ebenfalls transidente<sup>2</sup> oder Menschen, die sich keiner der beiden Kategorien zuschreiben, aus. Aus diesem Grund wirkt diese Theorie der Differenz auf den zweiten Blick für das alltägliche Leben sowie die Wissenschaft unbrauchbar. Der Soziale Wandel und die damit einhergehende Veränderung der Geschlechterverhältnisse werden dadurch aus dem Blick verloren. In der Geschlechterforschung wird von einem sozial konstruiert erlernten Geschlecht ausgegangen, das dadurch variabel und veränderbar wird. Geschlecht wird somit zu einem Produkt der Kultur bzw. der Gesellschaft (vgl. Wilz, 2008, S. 9).

Diese soziale Konstruktion und Reproduktion der Dichotomie der Geschlechter erschafft damit zwei Pole: weiblich und männlich. So wird das Geschlecht zu etwas „Gemachten“ und erfährt eine Zweiteilung in „Sex“, das körperliche bzw. biologische Geschlecht, und das gegenüberliegende „Gender“, das soziale Geschlecht. Zu dem biologischen Geschlecht zählen unter anderem die Chromosomen, die Anatomie, die Physiologie und Hormone. Unter dem sozialen Geschlecht wird die Varianz des Verhaltens, sprich was als typisch männlich und was als typisch weiblich in der jeweiligen Kultur angesehen wird, verstanden (vgl. Gildemeister, 2008, S. 167). „Die sex-gender Trennung (...) (erlaubt) es, Geschlechtsdifferenzen und -unterscheidungen nicht einfach als biologisches, außergesellschaftliches und unveränderbares Los zu begreifen.“ (Riegraf, 2010, S. 61). Das Geschlecht wird dadurch zu etwas sehr Vielfältigem in seiner

---

<sup>2</sup> „Der Begriff Transidentität (...) beschreibt das Phänomen, dass die Geschlechtsidentität vom biologischen Geburtsgeschlecht abweicht“ (oV., 2014a, Internet).

Erscheinung. Es existiert nicht der idealtypische Mann oder die idealtypische Frau, die unveränderbar nebenher leben. Es gibt verschiedene Nuancen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die stetig dem Wandel ausgesetzt sind (vgl. Riegraf, 2010, S. 61 ff).

### **1.2.2 Definition von Männlichkeit**

Fortführend dazu sollen nun Gender-Studies weiter spezifiziert und auf das Thema Männlichkeit eingegangen werden.

Männlichkeit umfasst kulturell dem Mann zugeschriebene Eigenschaften. Dabei steht Männlichkeit dem Begriffspol Weiblichkeit gegenüber und ist wie diese ein kulturell-ideologisch verdichtetes Verständnis (im Gegensatz zum „Mannsein“, was die tatsächlich gelebte Vielfalt repräsentiert). Die über Männlichkeit den Männern zugeschriebenen Eigenschaften unterliegen unter anderem dem kulturellen und sozialen Wandel (vgl. Weib und Frau); sie werden mit den biologisch männlichen Merkmalen als verbunden angesehen. (o.V., 2014b, Internet)

Der Wikipedia-Eintrag (o.V., 2014b) definiert Männlichkeit über drei Ebenen: der Biologischen, der Kulturellen und der Sozialen. Diese Ebenen sind stets von den Wertvorstellungen der jeweiligen Gesellschaft beeinflusst und befinden sich stetig im Wandel. Daraus entsteht eine gelebte Vielfalt und Diversität von Männlichkeit. Außerdem, wie bereits im vorherigen Kapitel erwähnt, orientiert sich auch diese Definition an dem gegenüberliegenden Pol der Weiblichkeit.

„Ohne den Kontrastbegriff ‚Weiblichkeit‘ existiert ‚Männlichkeit‘ nicht. Eine Kultur, die Frauen und Männer nicht als Träger und Trägerinnen polarisierter Charaktereigenschaften betrachtet, zumindest prinzipiell, hat kein Konzept von Männlichkeit im Sinne der modernen westlichen Kultur“ (Connell, 2006, S.88). Hiermit wird deutlich, welche Tragweite, neben den körperlichen und biologischen Attributen, die Kultur in der geschlechtlichen Konnotation von Charaktereigenschaften besitzt. Männlichkeit wird somit zum Gegenpart von Weiblichkeit und umgekehrt. Damit werden beide Pole zu eigenen Sphären, die wiederum das Spektrum der Geschlechter definieren. Das Geschlecht muss jedoch kulturell spezifisch gesehen werden, so dass es zu Unterschieden der Betrachtungsweise von Männlichkeit und Weiblichkeit kommen kann (vgl.

Connell, 2006, S.88). „Männlichkeit' ist – soweit man diesen Begriff überhaupt in Kürze definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell, 2006, S. 91). Damit wird dem gesamten Konstrukt von Männlichkeit neben dem Biologischen, Kulturellen und Sozialen eine individuelle Ebene hinzugefügt, die in einem System agiert und damit korreliert. Eine wechselseitige Beziehung zu den Akteuren in gesellschaftlichen Sphären wird damit zur wichtigen Kategorie zur Bestimmung von Männlichkeit (vgl. Connell, 2006, S. 91). „Geschlecht ist (demnach) eine relationale Kategorie nicht nur in dem Sinne, dass Männlichkeit in Relation zu Weiblichkeit gesehen werden muss und umgekehrt, sondern ebenso in der Hinsicht, dass der geschlechtliche Status eines Individuums auch in Beziehungen zu den Mitgliedern der eigenen Genusgruppe bestimmt wird“ (Meusser, 2008, S. 35). Diese Aussage zeugt davon, dass Männlichkeit immer in Zusammenhang mit Beziehungsräumen steht, egal ob heterosozial oder homosozial, in beiden Fällen entstehen Strukturen und damit einhergehende Hierarchien. Männer sind daraufhin ausgelegt ihre Kreise zu schließen und damit eine soziale Schließung<sup>3</sup> entstehen zu lassen. Dabei entstehen Männergemeinschaften, zu denen durch gewisse Aufnahme-rituale Zugang gewährt werden kann. Diese Bündnisse können in jedem sozialen Milieu wieder gefunden werden. Somit werden Rituale, Hierarchien und damit einhergehende asymmetrische Beziehungen untereinander, sowie ferner Wettbewerbe zu Erringung eines höheren Status, zu männlichen Attributen in sozialen Interaktionsfeldern. Dieses Sozialverhalten ist ein typisches, männliches Verhaltensmuster und ein wichtiger Teil von Männlichkeit (vgl. Meusser, 2008, S. 35 ff).

---

<sup>3</sup> „Soziale Schließung meint das Bemühen einer sozialen Gruppe, Gruppenmonopole für sich zu etablieren und zu bewahren, in dem anderen der Zutritt zur Gruppe verweigert wird“ ( Meusser, 2008, S. 35 ff).

### 1.2.3 Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nach R. Connell

Um die soziale Konstruktion von Männlichkeit sowie Männlichkeit an sich zu verstehen bzw. zu definieren kommt man an dem konzeptionellen Gedanken der Hegemonie nach Connell nicht vorbei. Dieses Leitkonzept dient als Grundlage zum Verständnis für die Konstruktion von Männlichkeit.

Die Konstruktion von Männlichkeit ist von komplexer Struktur und muss unter einer differenzierten Betrachtungsweise auseinander genommen werden, um ein besseres Verständnis von männlichen Verhalten, Männlichkeit und Mann-Sein zu bekommen. Ansonsten besteht die Gefahr der Vereinfachung, weil dadurch Kategorien und Typologisierungen entstehen, die dazu beitragen, Klischees zu bestärken. Connell bevorzugt deswegen einen relationalen Ansatz in der Geschlechterforschung. Dabei spielen die Faktoren Rasse (Afroamerikanisch, Europäisch, Asiatisch etc.) und Klasse (z.B. Arbeiterklasse, Elite etc.) eine wichtige Rolle, da diese Faktoren einen Einfluss auf die Struktur des sozialen Geschlechts haben. Diese Einteilung führt zu der Erkenntnis, dass es unterschiedliche Formen von Männlichkeit gibt. Neben diesen Ebenen müssen die Beziehungen untereinander betrachtet werden. Die einzelnen Milieus von Klasse und Rasse müssen von einander gelöst sowie in den Kontext des Geschlechts gesetzt werden (vgl. Connell, 2006, S.92 ff). „Auf das Geschlechterverhältnis unter Männern muß man achten, um die Analyse dynamisch zu halten. (...) ‚Hegemoniale Männlichkeit‘ ist kein starr, über Zeit und Raum unveränderlicher Charakter. Es ist viel mehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, (...) die jederzeit in Frage gestellt werden kann“ (Connell, 2006, S. 97). Außerdem führt Connell eine weitere Dimension an und zwar, die der Beziehungen untereinander. Es kann somit von Beziehungsräumen gesprochen werden, die in jeder Konstellation existieren z.B. weiße Männer in Beziehung zu schwarzen Männern sowie zu den Frauen, der dazugehörenden Rasse oder der anderen. So wird schnell klar, dass aus den Kategorien Geschlecht, Rasse und Klasse nicht gewählt werden kann. Unter diesen Gesichtspunkt lassen sich die Hauptformen

der Männlichkeit innerhalb der Ordnung der Geschlechter beschreiben (vgl. Connell, 2006, S. 97).

„**Hege|mo|nie** die;-,...ien <gr.; ‚Oberbefehl‘>: Vorherrschaft [eines Staates]; Vormachtstellung, Überlegenheit [kultureller, wirtschaftlicher, politischer u.a. Art]“ (Kraif et al, 2010, o.S.). Mit einem Blick auf die Wortherkunft bzw. die Bedeutung des Wortes Hegemonie lässt sich ein erster Eindruck vom Konzept der hegemonialen Männlichkeit gewinnen. „Das Konzept der Hegemonie (...) bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell, 2006, S. 98). Allein aus der griechischen Übersetzung heraus lässt sich erahnen, um was es sich bei Hegemonie handelt und warum Connell Hegemonie in den Kontext von Männlichkeit stellt. Dominanz und Macht sind typisch männlich belegte Eigenschaften unserer westlichen Kultur. Die Hegemonie zielt darauf ab, dass eine bestimmte Form von Männlichkeit hervorsticht und als Maßstab sowie idealtypische Identifikationsmöglichkeit für jeden Mann innerhalb eines Kulturkreises gilt. Diese hervorgehobene Männlichkeit unterliegt ebenfalls dem zeitlichen und sozialen Wandel, jedoch wird sie immer durch die Unterdrückung anderer Formen des eigenen Geschlechtes und der Weiblichkeit aufrecht erhalten (vgl. Connell, 2006, S. 98). „Aber diese Hegemonie entsteht trotzdem nur, wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt, sei sie kollektiv oder individuell“ (Connell, 2006, S. 98). Dies bedeutet gleichwohl, dass Männer in der Führungsposition keineswegs diesem Ideal entsprechen müssen, so lange sie den Schein kollektiv nach Außen hin wahren. Gerade gesellschaftliche Räume wie Politik, Wirtschaft und Militär halten sich starr an ihre Organisation von Männlichkeit, die in ihrer Erscheinung vermeintlich unantastbar erscheint (vgl. Connell, 2006, S. 98). Diese Grenzen verschwimmen bereits immer mehr. Beispielhaft dafür ist das im September 2011 aufgehobene „Dont Ask, Dont Tell“ Gesetz in den USA. Dieses Gesetz verbot es über die eigene Homosexualität beim Eintritt in die U.S. Army zu reden. Es durfte ebenfalls nicht danach gefragt werden, allenfalls konnte der oder die Betroffene aus dem Dienst entlassen werden (vgl. o.V., 2014c, Internet).

Als Gegenbeispiel kann angeführt werden, dass „(...) weder die betriebliche Interessenpolitik, noch die Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik in der Lage oder programmatisch darauf ausgerichtet ist, die veränderten Lebensmuster zu stützen und abzusichern“ (Gärtner und Riesenfeld, 2004, S.94 ff). Einerseits ist das erste Argument ein Zeichen für den soziokulturellen Wandel innerhalb der Geschlechterordnung bzw. unterdrückter Männlichkeiten. Andererseits symbolisiert das zweite Zitat den Versuch der Aufrechterhaltung der hegemonialen Männlichkeit durch die dominante, männliche Vorherrschaft. Dies weist die ambivalente Haltung der Hegemonie auf, die Kompromisse eingeht sowie mit aller Macht versucht das Bild des Mannes zu stabilisieren (Gärtner/Riesenfeld, 2004, S. 94 ff). Viel mehr der Anspruch auf die erfolgreich erworbene Autorität innerhalb der Gesellschaft zeichnet die hegemoniale Männlichkeit aus. Des Weiteren verweist Connell darauf, dass diese Art von hegemonialer Männlichkeit eine aktuelle, akzeptierte Strategie ist aber durch den Wandel angefochten werden kann. Wie bereits erwähnt, erfahren wir im aktuellen Diskurs eine Nivellierung der Geschlechterrollen in unserer Kultur, die das einstige Patriarchat<sup>4</sup> angreift. Hegemonie wird zu einer beweglichen Relation, die ebenfalls durch eine neu konstruierte Hegemonie ersetzt werden kann. Dabei sei angemerkt, dass auch Frauen diese Hegemonie anfechten können (vgl. Connell, 2006, S. 98 ff).

Da Hegemonie auf kultureller Dominanz beruht, existieren weitere Formen von Männlichkeit. Infolgedessen entstehen korrelierende Beziehungsräume, die sich aus Dominanz und Unterordnung von Gruppen bilden. Ein aktuelles Beispiel aus der westlichen Welt ist die Unterdrückung homosexueller Männer, vor allem durch heterosexuelle Männer. Somit wird innerhalb des Patriarchats Homosexualität an den untersten Rang in der männlichen Ordnung gestellt. Dies geht damit einher, dass Schwulsein oft mit „Weiblichkeit“ gleichgesetzt wird. Diese Diskriminierung bzw. dieser Ausschluss homosexueller Männer und die Gleichsetzung mit „Weiblichkeit“ hat seine Ursache in der Unterdrückung von

---

<sup>4</sup> „**Patriarchat** das; -[e]s, -e <gr.- mlat.>: (...) 2. Gesellschaftsform, in der der Mann eine bevorzugte Stellung in Staat u. Familie innehat u. in der die männliche Linie bei Erbfolge u. sozialer Stellung ausschlaggebend ist; Ggs. Matriarchat“ (Kraif et al, 2010, o.S.).

Frauen, aufgrund der damit einhergehenden Assoziation des „schwachen Geschlechts“. Folglich sind schwache Männer nicht erwünscht in der Hegemonie des „starken Geschlechts“. Dies betrifft natürlich nicht nur homosexuelle Männer sondern auch Heterosexuelle, die umgangssprachlich als *Schlappschwanz*, *Streber*, *halbe Portion*, *Memme* und so weiter gelten. Diese Form der Unterdrückung dient ebenfalls zur Machtsicherung der eigenen Führungsposition und verhindert neue Rollenvorbilder für eine moderne Männeridentität (vgl. Connell, 2006, S. 99 ff).

Dieser normative Ansatz von idealtypischer, hegemonialer Männlichkeit passt nur auf einen geringen Anteil der Männer. Es gehört eine Rigorosität und Disziplin dazu, solch ein Muster als einzelnes Individuum undurchbrochen fortzuführen. Selbst für solche, die das Bild der Hegemonie darstellen, ist es nicht immer möglich dieses Ideal aufrecht zu erhalten. Nichtsdestotrotz zieht der Großteil der Männer ihren Vorteil aus der Vorherrschaft der Männlichkeit. Diese Komplizenschaft mit der hegemonialen Männlichkeit beruht auf dem bereits erwähnten Prinzip der Dominanz und der Unterordnung (vgl. Connell, 2006, S. 100) „Als Komplizenhaft verstehen wir in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen“ (Connell, 2006, S. 100). Die patriarchale Dividende ist der soziale Gewinn aus der Unterdrückung der Frauen durch die Vorherrschaft der hegemonialen Männlichkeit. Dieser Gewinn wird durch alle Männer geteilt, die sich an dem Modell der Hegemonie orientieren. Allerdings wird die Hegemonie nicht von allen immer voll ausgelebt. Da es nicht immer alltagstauglich ist für Männer ihre Frauen zu unterdrücken. Es würde ebenfalls bedeuten, dass Männer ihre Frauen nicht lieben und achten. Dies wäre ein Trugschluss, denn die meisten Männer respektieren ihre Frauen, gehen zu homosexuellen Friseuren, erbringen ihren Anteil an der Hausarbeit und gestehen Frauen ebenfalls Erwerbsfähigkeit (die eindeutig als männlich stilisiert wird) zu. Es ist also notwendig, sich als Mann in Kompromissbereitschaft zu begeben, um ein Zusammenleben mit dem anderen Geschlecht oder unterdrückten Männlichkeiten zu gewährleisten. In gewisser Weise stehen Männer in

dichotomischer Abhängigkeit zu dem weiblichen Geschlecht. Diese beschriebene Form von Männlichkeit wird von Connell als Komplizenschaft der Hegemonie bezeichnet (vgl. Connell, 2006, S. 100 ff).

„Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft sind also interne Relationen der Geschlechterordnung. Die Interaktion des sozialen Geschlechtes mit anderen Strukturen wie Klasse oder Rasse schafft weitere Beziehungsmuster zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit“ (Connell, 2006, S. 101). Durch technologischen Fortschritt, Forschung und weiteren Aspekten des sozialen Wandels leben diese Beziehungen in ständiger Veränderung. Somit kann ein afroamerikanischer Mann mit dunkler Hautfarbe zu einem Ideal der hegemonialen Männlichkeit werden in einer von weißer Hautfarbe dominierten, männlichen Gesellschaft z.B. als schwarzer Profi-Sportler. Damit kann sich eine Dynamik innerhalb der Kategorie der Rasse ändern aber paradoxerweise gleichzeitig ein Feindbild bestehen bleibt (z.B. „schwarzer Vergewaltiger“). Diese Klischees konstruieren das Selbstbild eines afroamerikanischen Mannes innerhalb einer westlichen, weiß geprägten Kultur. Dieses Bild wird meistens von Politik, spezifisch einer rassistischen Geschlechterpolitik, unterstützt (vgl. Connell, 2006, S. 101). „Obwohl der Begriff nicht ideal ist, belasse ich es doch bei ‚Marginalisierung‘, um die Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen zu beschreiben. Marginalisierung entsteht immer relativ zu Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe“ (Connell, 2006, S. 102). Neben der Hegemonie, der Unterdrückung und der Komplizenschaft führt Connell damit eine vierte Form von Männlichkeit ein und komplettiert damit seine Theorie zur Hegemonie, die zur Analyse von Männlichkeit dienen soll. Dies soll jedoch nicht zu einer Typologisierung von Männern führen als vielmehr Handlungsmuster darstellen, die in bestimmten Situationen auftreten und Beziehungsgefüge gestalten. Sie sind nicht als starre Manifestationen zu verstehen sondern als veränderbare, dynamische Handlungen sozial konstruierter Männlichkeit (vgl. Connell, 2006, S. 102).

### 1.2.3 Soziale Konstruktion des männlichen Geschlechtes

Auf dem Konzept der Hegemonialen Männlichkeit baut ebenfalls die Theorie der sozialen Konstruktion von Männlichkeit auf, welche im folgenden Unterkapitel beschrieben wird.

Émil Durkheim beschreibt in seiner Gesellschaftstheorie die Funktion des Sozialen und bildet damit eine Grundlage für die soziale Konstruktion eines Individuums. Es wird von einem Dualismus des Menschen gesprochen, der sich einerseits direkt an die Gesellschaft und der aktuellen Normen und Werte bindet, sowie andererseits an Institutionen und deren speziellen Funktionen. Somit orientiert sich das Soziale an Ähnlichkeit und Differenz, so dass die Persönlichkeit immer im kollektiven Zusammenhang mit der jeweiligen Gesellschaft steht. Ein Mensch, der sich von der Gesellschaft löst und eigenes Denken und Handeln entwickelt, kann demnach nicht im kollektiven Bewusstsein jener Gesellschaft sein in der er lebt (vgl. Delitz, 2013, S.114 ff). „Was wir wahrnehmen können, sind die kulturell überformten Bilder, Diskurse, Stereotype, die auf uns im Sinne von Durkheims ‚fait social‘ wirken: als überpersönliche, bereits bestehende und von daher objektive Wirklichkeit“ (Baur/Luedtke, 2008, S. 9). Wie bereits erwähnt wird damit das Geschlecht zu etwas Konstruiertem und konstituiert mit der jeweiligen Wirklichkeit der Gesellschaft, die zu einer nicht greifbaren Persönlichkeit wird, eine Art Über-Ich. Sie gibt vor, wie die „Natur“ der Männlichkeit zu sein hat. Auf der Überlegung, dass Männlichkeit von der Gesellschaft konstruiert wird, basiert auch das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell (siehe 1.2.3). Fortführend wird von der sozialen Konstruktion der Geschlechter bzw. von Männlichkeit gesprochen (Baur/Luedtke, 2008, S. 9 ff).

Führt man Durkheims Theorie der Gesellschaft mit der Theorie der hegemonialen Männlichkeit zusammen wird deutlich wie konstruiert das soziale Geschlecht tatsächlich ist. Durkheim untersuchte die Soziologie von Religionen. Dabei fand Durkheim heraus, dass Glaubensgemeinschaften ein kollektives (spontanes)

Gefühl auf ein Symbol übertragen und dadurch ein kollektives Bewusstsein erstellen (vgl. Delitz, 2013, S. 179). „Die Kollektivgefühle können sich auch in Personen oder Ideen verkörpern (...)“ (Delitz, 2013, S. 180). Die Idee von Männlichkeit, ein Idealbild, wird dadurch zu einem gesellschaftlichen Bewusstsein wie Männlichkeit verkörpert werden soll. Jedoch kann dies je nach Regionalität, Milieu und vor allem historisch gesehen variieren (vgl. Baur/Luedtke, 2008, S. 9 ff). Connell spricht ebenfalls von Männlichkeit als kollektive Praxis, die z.B. Gewalt nicht als psychotisch oder unkontrolliert darstellt, sondern vielmehr als Mittel zur Aufrechterhaltung der Harmonie innerhalb einer Gruppe. Somit wird ein Symbol gesetzt, an dem sich Männlichkeit als Lösungsstrategie orientieren kann und mit Männlichkeit gleich gesetzt wird. Dabei kann dieses Symbol in einem anderen Milieu als unmännlich gelten. Diese Symbolkraft und dieses kollektive Bewusstsein, wie es auch Durkheim im Zusammenhang mit Religion beschreibt, konstruiert das soziale Geschlecht und wird dadurch zur einer kollektiven Praxis, an der sich andere Männer in der gleichen Gesellschaft / Gruppe orientieren können (vgl. Connell, 2006, S. 129 ff).

„(...) (N)eben Kontrolle über sich und andere (ist) ein zweites zentrales Element von Männlichkeit: (der) Wettbewerb bzw. Kampf: Männer versuchen nicht nur, über Frauen zu herrschen, verschiedene Gruppen von Männern verfechten zudem verschiedene Männlichkeitsideale“ (Baur/Luedtke, 2008, S. 10). Somit wird das Medium des Wettkampfes zu einer Art Ritus, der etwas sehr typisch Männliches darstellt und in einer Gruppe von Männern zur Aufnahme in den Männerbund dienen kann. Dies bedeutet z.B., dass man erst zum Mann wird, indem Jungen in einen Wettkampf mit anderen Männern treten, um die Zugehörigkeit unter Beweis zu stellen, so dass der Junge als vollwertiger Mann angesehen wird. Dies unterliegt natürlich den Vorstellungen der dominierenden Männeridealen. Obwohl auch viele Männer im Wettstreit verlieren, werden sie nicht zwangsläufig aus dem Bund ausgeschlossen. Sofern der Verlierer in der Lage ist durch andere Eigenschaften seinen Misserfolg zu kompensieren (vgl. Baur/Luedtke, 2008, S. 11). Hervorzuheben ist die auf Wettbewerb ausgerichtete Struktur von Männlichkeit. Der Wettbewerb wird vor allem unter Männer ausgetragen und

besitzt dadurch einen stark homosozialen geprägten Charakter. Dabei stehen sich Männer als „Partner-Gegner“ gegenüber (vgl. Meusser, 2008, S. 34). Diese Wettkämpfe werden somit zu Männlichkeitsritualen, die eine Vergemeinschaftlichung, Konkurrenzdruck und ein Gegeneinander erzeugen (vgl. Meusser, 2008, S. 34). „Der Konstruktion von Männlichkeit liegt mithin eine doppelte Distinktionslogik zugrunde, eine Logik der Unterscheidung, die Dominanzverhältnisse sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern impliziert“ (Meusser, 2008, S. 35).

Die soziale Konstruktion ist demnach immer in Abhängigkeit von Kultur zu verstehen. Wie einst schon Rousseau feststellte, ist die Basis all dessen die „natürliche“ Gegebenheit der Geschlechter (vgl. Deuber-Mankowsky, 2013, S. 329 ff). Beispielhaft ist der Körper, welcher als naturgegebene Projektionsfläche von Konstruktionsvorgängen fungiert. Egal ob weiblich oder männlich wird der Körper stets an einem Idealbild gemessen, das sich ebenfalls mit der Zeit ändert (z.B. die „Rubens-Damen“ und schlanke Supermodel, Tattoowierungen, heroische, muskulöse Statur etc.). Diese Vorstellungen zeigen deutlich die aktuellen Ideen von Männlichkeit oder Weiblichkeit und werden somit zum Ergebnis von Rollenzuweisungen sowie Maskierungsprozessen. Diese Maskierung ist eine Projektion der sozialen Konstruktion von Geschlecht, die über das Medium des eigenen Körpers ausgestrahlt bzw. definiert wird (vgl. Krüger-Fürhoff, 2013, S. 87). Abgesehen von dem individuellen Körper, der als persönliches Ausdrucksmittel der eigenen Vorstellung von Männlichkeit oder Weiblichkeit dient, wird dieser von einem kollektiven Körper der Gesellschaft überformt und beeinflusst. Dieses Konstrukt zeigt sich vor allem in kollektiven Praktiken, um der Zugehörigkeit und Differenz der Geschlechter Ausdruck zu verleihen. Somit werden nicht nur der Körper zur Plattform der Herstellung von Geschlecht sondern auch Handlungen und Praktiken von Männern und Frauen. Dabei nehmen die Geschlechter zwei Positionen in der Geschlechterordnung ein, an denen sich die jüngere Generation orientiert (vgl. Jösting, 2008, S. 47 ff).

Um Geschlecht, insbesondere Männlichkeit, zu reproduzieren bedarf es an Konstruktionsmitteln und -orten z.B. Sport und Technik. Diese Orte, Gegenstände oder Praktiken dienen zur Erlernung und der Konstruktion der eigenen, geschlechtlichen Identität (vgl. Jösting, 2008, S. 49).

Dabei sind Computer- und Motortechnik die beiden Bereiche, die vor allem für deutsche männliche Jugendliche große Attraktivität besitzen und von ihnen emotional besetzt werden. (...) Und auch Sport ist für heranwachsende Jungen ein wichtiges Feld, in dem sie emotionale Nähe zu anderen Jungen herstellen und ein ausgeprägtes Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl entwickeln können. Mit ihrer sportlichen und technischen Praxis vollziehen und reproduzieren sie jedoch gleichzeitig Relevanzstrukturen dieser sozialen Institution und damit Relevanzstrukturen hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999). (Jösting, 2008, S.50)

Somit werden aus diesen Gemeinschaften bzw. unbewusst betretenen sozialen Institutionen Frauen ausgeschlossen, sowie andere nicht akzeptierte Männer. Sie treten in einen gemeinsamen Wettkampf, der zugleich die Gemeinschaft stärkt und eine Rangordnung untereinander festlegt. Es ist gleichzeitig eine sehr körperliche Praxis, vor allem beim Sport, die einen zentralen Bezugspunkt darstellt. Der Fußballplatz wird dadurch zu einem Ort der männlichen Dominanz, der mit dem Ausschluss oder maximal dem ausstehenden, bewundernden Zuschauerstatus der Frau einher geht. Dies kann dazu führen, dass sich die ausgeschlossene Gruppe separiert und eigene Räume schaffen wie z.B. Frauen-Fußball. Diese Räume werden wiederum abgewertet, um die eigene Dominanz zu bekräftigen. Allein die Medien reproduzieren solche Gedanken in dem sie ihre Aufmerksamkeit stets auf den Männer-Fußball fokussieren (vgl. Jösting, 2008, S. 50).

Ein weiterer und wichtiger Konstruktionsplatz der westlichen Kultur ist die Erwerbsarbeit. In der Gesellschaft gilt Erwerbsarbeit als Normalität. Vor allem Vollzeit (mehr als 20 Stunden pro Woche) wird mit dem männlichen Ernährermodell in Verbindung gebracht. Teilzeit wird eher den Frauen zugeordnet. Aufgrund der Unterbrechungen, wie Schwangerschaft und Kindererziehung, gehören flexible Arbeitszeiten und Teilzeitarbeit zum Lebenslauf von Frauen dazu. Die neue Rolle des Teilzeit arbeitenden Mann wird von einigen Männern, die sich an der Vollzeitarbeit messen, als weiblich und

verweicht abgewertet. Dennoch hat die Teilzeitarbeit bei Männern einen anderen Zweck z.B. als Aussicht auf eine Volleinstellung, um Weiterbildungsmaßnahmen zu besuchen oder zur Überbrückung. Frauen hingegen ist dies eine Alternative zur Arbeitslosigkeit oder dem Erziehungsauftrag. Diese Lücke bzw. Spaltung wird auch als „Gender Gap“ definiert, die durch die Gesellschaft konstruiert und von beiden Geschlechtern als „normal“ angesehen wird. Aus diesem Grund entstehen männliche und weibliche Erwerbssorte (vgl. Buschmeyer, 2008, S. 128 ff).

Neben der Erwerbsarbeit besitzt die Familie eine identifikationsstiftende Komponente im Leben eines Mannes. Die Rolle des Vaters wird in zwei wichtige Komponenten unterteilt. Einerseits in Vaterschaft, die als rechtlicher und biologischer Teil zu verstehen ist, und andererseits Väterlichkeit, die als emotionale Bindung zu den Kindern definiert wird. Die heutige Rolle des Vaters hat sich geändert. So wollen die heutigen Männer in einer väterlichen, fürsorglichen, emotionalen Beziehung zu ihren Kindern stehen. Im Gegensatz zu ihren Vätern, die sich noch stärker mit der Vollzeittätigkeit identifiziert haben und Fürsorge über das Einkommen geregelt wurde. Die Abwesenheit des Vaters soll ausgebessert werden. Die Vaterrolle wird stets durch die Zugehörigkeit eines Milieus beeinflusst, so dass die Reduzierung der Arbeitszeit in einigen Milieus nicht immer als selbstverständlich angesehen wird. Die Erwerbsarbeit und das Voranschreiten auf der Karriereleiter bilden weiterhin wichtige Themen bei der Identitätskonstruktion von Vätern. Emotionen werden dethematisiert und der eigene Habitus hervorgehoben. Vor allem benötigt es Zeit, um Väterlichkeit ausleben zu können. Die hegemoniale Männlichkeit setzt jedoch voraus, dass der Mann einer Vollzeitbeschäftigung nachgeht. Dies ist ein Beispiel dafür, dass Männer somit unterschiedliche Formen annehmen, sich differenzieren vom vorherrschenden Ideal und dennoch versuchen die hegemoniale Norm auf ihre Weise zu reproduzieren. Ausschlaggebend ist der Wunsch vieler Männer eine väterliche Emotionalität zu ihren Kindern zu entwickeln und dadurch in eine innere Ambivalenz zu dem eigentlichen Ideal der Ernährerrolle, die mit der Vollzeiterwerbstätigkeit gleichgesetzt wird, geraten. Dies lässt schlussfolgern,

dass die verschiedenen Konstruktionsorte stetig in Beziehungen stehen und Männlichkeit konstruieren (vgl. Buschmeyer, 2008, S.138).

Die eben erläuterten Konstruktionsprozesse und -orte folgen einer Attributionslogik der Geschlechter. Wie bereits erwähnt ist der Körper eine beliebte Projektionsfläche zur Darstellung des Geschlechtes. Somit gewinnt er in der Gesellschaft einen normativen Charakter, der sich mit gewissen Eigenschaften identifizieren lässt. Durch das Fehlen der Sichtbarkeit von primären Genitalien, wie Penis oder Vagina, müssen andere Attribute heran gezogen werden, um das Geschlecht zu identifizieren. Sie dienen wie ein Anker der Sicherheit in der Interaktion mit anderen Menschen (vgl. Gildemeister/Hericks, 2012, S. 201). „Nicht zuletzt daran wird vor allem der normative Charakter der sozialen Unterscheidungspraxis deutlich, der eben daraus folgt, dass eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit weniger einen de facto natürlichen als vielmehr einen ‚moralischen Tatbestand‘(...) darstellt“ (Gildemeister/Hericks, 2012, S. 201). Somit wird erwartet, dass der Interaktionspartner uns eindeutige Hinweise zu seiner Geschlechtszugehörigkeit bietet, die wir kulturell in unserem Leben erfahren haben. Hilfsmittel wie Kleidung, Duft, Stimme, Gesicht, Schmuck etc. sind dabei Werkzeuge zur Identifikation von Männlichkeit und Weiblichkeit. Hier wird von kulturellen Genitalien gesprochen, die eine Person automatisch zu gewiesen und aus unserem sozialen Wissen über Geschlechter ergänzt werden. In diesem Attributionsprozess definiert sich die Zweigeschlechtlichkeit und konstruiert unser soziales Wissen über Männlichkeit sowie Weiblichkeit (vgl. Gildemeister/Hericks, 2012, S. 201 ff). „‚Gender‘ –sagt ein transsexueller Mann – ‚ist ein Anker. Wenn Leute einmal entschieden haben, was du bist, dann interpretieren sie alles, was Du tust, in diesem Licht“ (Gildemeister/Hericks, 2012, S. 202). Diese Aussage ist eine Bestätigung der sozialen Konstruktion und der Attributionslogik von Geschlecht. Dabei wird immer nach männlichen Merkmalen zuerst geschaut, um einen Menschen zu identifizieren. Aufgrund dessen, dass männliche Attribute als offensichtlicher angesehen werden (vgl. Gildemeister/Hericks, 2012, S. 202).

Unterschwellig ist also mit der Geschlechterklassifikation eine Wertung verbunden, die sich in alltäglichen Interaktionen auf vielfältige Weise realisiert. (...) Die Attributionsmuster selbst sind in sich hoch flexibel: So können Frauen durchaus ‚unweiblich‘ sein, das mache sie aber noch nicht zur ‚Nicht-Frau‘. Das Gleiche gilt grundsätzlich für Männer. Frauen können aber eher Elemente aus dem männlichen Darstellungsrepertoire übernehmen, ohne ihren Geschlechtsstatus (...) zu gefährden. (...) Als ‚Mann‘ übersehen oder verwechselt zu werden, werde i. d. R. in stärkerem Ausmaß als beleidigend erfahren. Im Umkehrschluss würde die Folgerung dann lauten, dass Männer abhängiger sind von der Anerkennung ihres Geschlechterstatus. (Gildemeister/Hericks, 2012, S. 203)

Im Zweifelsfall werden Personen eher als männlich identifiziert. Aufgrund dessen haben es Männer schwerer sich als „Mann“ darzustellen. Wenn die Zuordnung getroffen ist, werden alle neuen Informationen in das passende Licht gerückt. Dieser Prozess besitzt eine eigene Dynamik und so wird Geschlecht in der Interaktion untereinander konstruiert (vgl. Gildemeister/Hericks, 2012, S. 203 ff).

### **1.3 Männliche Sozialisation**

Im nächsten Abschnitt werde ich mich der Sozialisation von Jungen und Männern widmen. Besonders im Fokus liegen hier erlernte Strategien zur Lösung von Konfliktsituationen. Diese Bewältigungsstrategien sind für das Thema der Suchtentwicklung essentiell.

#### **1.3.1 Der männliche Habitus**

Bereits in den vorherigen Kapiteln wurde Geschlecht als Soziale Praxis, unter anderem mit der Theorie des „Doing Gender“, erläutert. Auf diesem Konzept baut die Theorie des geschlechtlichen bzw. männlichen Habitus auf. Es basiert auf der Interpretation des Sozialen Habitus nach Pierre Bourdieu und geht einher mit der Erkenntnis, dass das Geschlecht nie allein durch die biologischen Faktoren bestimmt, sondern zusätzlich sozial geformt wird (vgl. Brandes, 2001, S.13) Es geht um das Erfassen des Denkens und Handelns eines Individuums im Kontext eines sozialen Raumes (vgl. Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 112). „In einfachen Worten formuliert ist der Habitus Ausdruck einer dauerhaften Formung des

Körpers und der Umgangsweise mit ihm unter Bedingungen jeweils besonderer gesellschaftlicher Praxisformen und Lebensumstände“ (Brandes, 2001, S.13). Dabei geschieht die soziale Praxis eher unbewusst und ist keine gezielte Interaktion. Diese Handlungen werden nicht von dem Individuum bewusst gesteuert (vgl. Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 114). „Wir reagieren quasi automatisch, senden und empfangen Signale und Botschaften, die wir deuten, ohne sie bewusst zu vergegenwärtigen, weshalb wir zumeist ohne zu zögern auf sie eingehen“ (Barlösius, 2011, S. 50). Diese unbewussten Reaktionen verschaffen uns die Möglichkeit zur sozialen Teilhabe und definieren die soziale Praxis. Jedoch ist die soziale Praxis nicht als starres Konzept zu verstehen, da diese sich von Kultur zur Kultur unterscheiden kann. So wird in einem kulturellen, sozialen Raum eine unbewusste Abgestimmtheit generiert, nach der die Individuen interagieren. Diese abgestimmte soziale Praxis kann für eine andere Kultur fremd wirken. Es wird von einem Habitualisierungsprozess gesprochen, bei dem Erfahrungen schematisiert werden, die sich als nützlich und zweckmäßig für die jeweilige Kultur herausgestellt haben (vgl. Barlösius, 2011, S. 51). Damit werden nicht nur Verhaltensweisen unbewusst vereinheitlicht sondern auch Bewertungen, ethische Vorstellungen, Ordnungsmuster und Einstellungen, die unsere soziale Wirklichkeit und unsere Denkschemata definieren (vgl. Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 113).

Der Habitus ist keine allgemeine Fähigkeit der Menschen zur Teilhabe an der Sozialität (etwa im Sinne eines allgemeinen Begriffes von Sozialisation oder Enkulturation<sup>5</sup>), sondern eine immer schon an eine spezifische Sozillage gebundene. Der Habitus ist von vorn herein Ausdruck und Ergebnis der Konstellation der Großgruppen im Raum der sozialen Ungleichheit; er ist ein Klassenhabitus. (Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 113)

Dies führt zu der Erkenntnis, dass unsere Gegenwart von der Vergangenheit gestaltet wird und die individuelle Vergangenheit den Habitus als Existenzbedingung generiert. Im Laufe des Lebens werden ebenfalls neue habituelle Eigenschaften erlernt wie z.B. den Habitus eines Berufsfeldes, der wiederum nach Geltung verlangt. Somit sind Handlungen weniger das Produkt einer Struktur, sondern vielmehr Struktur ein Ergebnis von habituellen

---

<sup>5</sup> „Enkulturation bezeichnet den Prozess, über den ein Mensch von Geburt an die kulturellen Überlieferungen der Gesellschaft erlernt (z.B. Sprache)“ (Hurrelmann, 2006, S.18).

Geltungsbedürfnissen (vgl. Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 115). „Es ist der Habitus als Sozialisation erworbenes Bündel von Dispositionen, der Regelmäßigkeit, Erfolg, interaktives Funktionieren und kollektive Geltung der sozialen Praxis ermöglicht“ (Fuchs-Heinritz/König, 2011, S. 116). Bezogen auf das Geschlecht meint Holger Brandes (vgl. 2001, S.13), dass „(...) durch die soziale Lebenslage und geschlechtliche Arbeitsteilung nahegelegte Neigung zu bestimmten Tätigkeiten und Abneigung gegen andere in den Körper eingeschrieben (einverleibt) (...) und weitgehend unbewusst realisiert (werden).“ Eine geschlechtliche Identität, sei es als Mann oder Frau, bedeutet soviel, dass sich das Individuum in seiner Handlung und Körperlichkeit in einem symbolischen Raum orientiert sowie eine Position einnimmt. Diese Handlungen werden dabei vergeschlechtlicht und in den Kategorien männlich und weiblich eingeordnet (vgl. Brandes, 2001, S. 14). In einer empirischen Studie bringt Bohnsack (vgl. 2001, S. 49) die „Ehre des Mannes“ als typisch männliche, habituelle Disposition ein. Dabei befragte er türkischstämmige Migranten aus Berlin zu ihrer Deutung von Ehre und Männlichkeit. „Ehre“ dient als Orientierungskonzept und der habituellen Sicherheit. Dieses Konzept von männlicher Ehre wird eher als Traum gedeutet, da sie im Vergleich zur gelebten Realität in der westlichen Realität untauglich erscheint. Somit wirkt die habituelle Praxis des deutschen Mann sowie der deutschen Frau wie ein Kontrast zu dem kulturellen Geschlechterrollenverständnis der Migranten. Der türkischstämmige Mann benötigt diese habituelle Sicherheit als Geltungsinstrument gegenüber dem deutschen Mann. Dies wird vor allem bei der Grenzziehung zwischen der Außenwelt (Öffentlichkeit) und der Innenwelt (Privatsphäre, Familie etc.) deutlich. Laut den Vorstellungen der interviewten Migranten müsse das Handeln der Frau im öffentlichen Bereich kontrolliert werden. Somit fehle es dem deutschen Mann an Ehre, weil der Mann die Frauen nicht unter Kontrolle hat. Dieses Beispiel lässt zum einen das Modell des männlichen Habitus plastischer werden und zum anderen die Beweglichkeit darstellen die habituelle Eigenschaften besitzen. Geschlechtliche Erfahrungsräume sind demnach abhängig von der Kultur, dem Milieu, der Abstammung, Bewertungen, Normen und der eigenen Sozialisation bzw. Identifikation mit dem reproduzierten Vorstellungen

von Männlichkeit und Weiblichkeit. Diese sozialen Räume sind nicht voneinander losgelöst sondern werden stetig unbewusst in Beziehung stehend erfahren. In der heterosozialen Interaktion werden Erfahrungen gesammelt und bekommen eine Rückkopplung vom anderen Geschlecht. Dadurch wird der männliche Habitus inkorporiert und durch den homosozialen Austausch reproduziert. Somit ist der Habitus nicht nur im typischen Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Frau sondern auch zwischen Mann und Mann zu sehen (vgl. Bohnsack, 2001, S.51 ff).

### **1.3.2 Sozialisation von Jungen und Männer**

„Mit dem Begriff der ‚Sozialisation‘ verbindet sich die Vorstellung, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Menschen aufwachsen und leben, ihre Kompetenz- und Persönlichkeitsentwicklung nachhaltig beeinflussen“ (Veit, 2008, S. 7). Die Entwicklung der eigenen Identität bzw. Persönlichkeit wird in sozialen Räumen erlernt. Dabei sind Familie, Freunde, Peer Groups und Medien wichtige Interaktions- und Erfahrungsräume für das biografische Lernen. Der Alltag wird dadurch geordnet und geht mit einer sozialen Praxis einher, in der Normen und Regeln der jeweiligen Kultur festlegt sowie anerzogen werden. Intuitiv, nicht bewusst, kennen wir diese Regeln und wissen somit was in unterschiedlichen Alltagssituationen erwartet wird. Es kann auch vom Habitus einer Gesellschaft gesprochen werden, die durch die Reproduktion der Sozialisation ihre Alltagspraxis regelt. Diese Regeln werden uns durch nahe Bezugspersonen beigebracht und basiert auf dem Gesetz des „Nehmen und Geben“, sprich im interaktiven Austausch erlernen wir das Zusammenleben in unserer Kultur. Nicht nur die soziale Praxis wird durch die Sozialisation verinnerlicht, sondern auch unsere Identität als solches wird durch die individuellen Bezugsinstanzen ausgebildet (vgl. Veit, 2008, S. 7). Neben diesen Sozialisationsräumen existieren noch andere Faktoren, die unsere Sozialisation beeinflussen vor allem sind Alter und Geschlecht signifikant. Wie in den vorherigen Kapiteln bereits erläutert wird das biologische Geschlecht (sex) durch die Gesellschaft zu einem sozialen Geschlecht (gender) geformt. Dies geht mit habituellen Eigenschaften, die wir von den jeweiligen Geschlecht erwarten, einher

(vgl. Abels/König, 2010, S. 261). „Sich in seinem Geschlecht wahrzunehmen und danach zu handeln, ist ganz wesentlich ein Produkt der Sozialisation“ (Abels/König, 2010, S. 261). Jedoch ist die Geschlechtstypik nicht immer offensichtlich sondern spielt sich im Unterbewusstsein der Agierenden ab, so dass das Verhalten von Jungen und Mädchen als Normalität bezeichnet wird (vgl. Böhnisch, 2013, S. 198). Außerdem generieren Erziehungsinstanzen vorgefertigte Geschlechterrollen und entwickeln dadurch eine Differenzierung der Geschlechter innerhalb verschiedener Interaktionsräumen, sei es in der Familie, im Kindergarten oder in der Schule, selbst in Peer Groups werden geschlechtstypische Erwartungen an die Individuen gestellt (vgl. Abels/König, 2010, S. 263). „Die Geschlechtertrennung ist Resultat einer permanenten gesellschaftlichen Konstruktionsarbeit, an der beide Geschlechter beteiligt sind, indem sich Jungen und Mädchen, Frauen und Männer, wechselseitig in sozialen Kontexten identifizieren und bestimmte Verhaltensweisen zuschreiben und abverlangen“ (Abels/König nach Steinbrück, 2010, S. 265).

Die Familie gilt als zentrale Sozialisationsinstanz und stellt das erste, persönliche, soziale Bezugssystem dar. Einflüsse von Außen werden durch dieses System gefiltert und übersetzt. Auf Grund dessen wird Familie auch als Primäre Sozialisation bezeichnet. Familie ist demnach die erste soziale Institution, die wir wahrnehmen. In den letzten Jahren hat die Vorstellung von Familie eine kulturelle Wandlung und durch das Aufbrechen von sozialen Rollen und Gestaltungsformen eine Enttraditionalisierung erfahren. Ein Grund dafür ist der Eintritt der Frauen in die Arbeitswelt. Dadurch wurde der Mann als einziger Erwerbstätiger in der Familie abgelöst. Die Frau als Erzieherin der Kinder und als soziale Binnenfigur innerhalb der Familie erfährt dadurch eine Entgrenzung ihrer traditionellen Rolle (vgl. Hurrelmann, 2006, S. 127 ff). Familie wird somit zu einem wichtigen Ort für die geschlechtliche Sozialisation. Ein Paradoxon der neuen Rolle der Frau ist, dass beide Elternteile immer noch glauben Jungen benötigen keine Emotionalität und Empathie. Jungen müssen allein ihren Weg finden. Dabei sind Eltern wichtige Identifikationsfaktoren in der Sozialisation von Jungen (sowie von Mädchen). Vor allem der Vater bietet dem Jungen eine Vorbildsmöglichkeit zur

Erprobung von Männlichkeit. Nur scheint die Identifikationssozialisation bei Jungen durch das Absprechen der Notwendigkeit von emotionaler Zuwendung kaum machbar. Wertschätzung und Anerkennung fehlen als Orientierung für ein gesellschaftstaugliches Verhalten. Der junge nimmt Familie als ein intimes Beziehungssystem wahr, welches von emotionaler Nähe gekennzeichnet ist aber größtenteils davon ausgeschlossen wird (vgl. Böhnisch, 2013, S.199 ff). In den Köpfen vieler Väter herrscht immer noch das Bild der Mann-Werdung. Dieser Gedanke suggeriert, dass ein Junge noch kein vollständiger Mann ist, sondern erst einer werden muss. Dieser Ritus ist ein wichtiger Faktor für die Identitätsfindung von Jungen, die im Zusammenhang mit der Annahme sich „Durchbeißen“ zu müssen in paradoxer Weise gegenüber steht. Wie soll ein Junge wissen, wie ein Mann zu sein hat, wenn er durch die Abwesenheit des Vaters kein Vorbild besitzt aber dennoch Erwartungen an ihn als Junge gestellt werden. Solch eine Identifikationskonfusion führt zu einer Frustration, die nach Außen gekehrt wird, wo ebenfalls die männliche Sozialisation stattfindet (vgl. Brandes, 2001, 56 ff).

Der Vater als Identifikationsinstanz spielt in der männlichen Sozialisation eine signifikante Rolle. Neben der Geschlechterdifferenzierung geschieht auch eine Sphärentrennung von Familie und Berufswelt. Die Familie wird für den Jungen meistens mit mütterlich, sozialer Nähe und Geborgenheit gleichgesetzt. Die Berufswelt wird mit dem Vater in Verbindung gebracht, vor allem mit der Abwesenheit des Mannes innerhalb der Familie durch die berufliche Einbindung. Jungen, die einen emotionalen, fürsorglichen Vater erleben, entwickeln eher emotionale Kompetenzen als Jungen, die ihren Vater als sporadisch und separiert in ihrer Lebenswelt erfahren haben (vgl. King, 2000, S. 103).

Die Ablösung von der Mutter steht für die meisten Jungen als erste Sozialisationsaufgabe an und die damit verbundene Orientierung an eine männliche Identifikationsmöglichkeit z.B. dem Vater (vgl. Böhnisch, 2013, S. 92). „Für viele Jungen ist es aber schwer über den Vater – oder eine ähnliche nahe männliche Bezugsperson – jene Alltagsidentifikation zu bekommen, die er braucht, um in ein ganzheitliches (...) Mannsein hineinwachsen zu können“

(Böhnisch, 2013, S.92). Ein vollkommenes Stärke- und Schwächenbild erfährt der Junge nur von der Mutter, die im Gegenzug den Vater unbewusst zu einem Idol der Familie verklärt und damit die Glorifizierung des allseits „starken Mannes“ reproduziert (vgl. Böhnisch, 2013, S.92). Diese Idolisierung des Vaters erschwert den Identifikationsprozess des Jungen in seinem Heranwachsen. Im Laufe der Zeit wird eingeübt, dass Gefühle und der Kontakt zu seiner Innenwelt nicht als männlich gelten und somit die rationale Außenwelt eindeutig dem Mann gehört. Diese Welt soll mit Mut und Tapferkeit erobert werden. Diese Eigenschaften werden dabei zum Erwartungsdruck für die männliche Gefühlswelt. Infolgedessen wird die Innenwelt nach außen gekehrt und Gefühle externalisiert. In späteren Männerfreundschaften wird ein rationales, eher weniger emotionales Verhalten erwartet und durch diese Erwartungshaltung reproduziert (vgl. Hollstein, 2008, S.92 ff).

Weitere wichtige Sozialisationsinstanzen für den Menschen sind Kindertagesstätten und Schulen. Die erste Trennung von der Familie geschieht durch den Eintritt des Kindes in den Kindergarten. Zunächst wirken Kindertagesstätten (Kita) ähnlich strukturiert und vertraut wie die Institution der Familie. Vor allem durch die Anwesenheit der Erzieherin, die in Verbindung mit der Mutter gebracht wird, wirkt die Kita für das Kind vertraut. Während den ersten Lebensjahren ist das Kind noch stark verwurzelt mit der familiären Nähe, so dass der Kindergarten als frauendominierter Ort für eine partielle Ablösung von der Familie geeignet scheint. Auf dem zweiten Blick wirkt die Kita jedoch für Jungen ungeeignet, da der Junge kein anderes männliches Vorbild außer dem Vater kennenlernt. Infolgedessen suchen Jungs sich andere männliche, meist aus den Medien geprägte Vorbilder (z.B. Comic-Helden, Indianer, Cowboys etc.). Diese Ideale gelten oftmals als Sinnbild für männliche Stärke. Diese Suche geht damit einher, dass die Jungen sich gemeinsam mit anderen Gleichgeschlechtlichen verbinden und gemeinsam Räume aneignen. Dabei fallen Jungs meist durch aggressives, lautes Verhalten bei den Erzieherinnen auf und werden aufgrund dessen sanktioniert. Jedoch tragen die Sanktionierungen nicht dazu bei, dass die Jungen Regeln des sozialen Umgangs lernen, sondern viel mehr das Einfordern

von Aufmerksamkeit gegenüber dem weiblichen Geschlechts (vgl. Böhnisch, 2013, S.204).

Im Kontrast dazu steht die von Böhnisch (vgl. 2013, S.2012) als geschlechtsneutrale bezeichnete Institution der Schule. „Schulen (sind) in der Wahrnehmung von Eltern und Kindern die ersten gesellschaftlichen Institutionen, die den Übergang des jungen Gesellschaftsmitgliedes in die verantwortliche Erwachsenenphase symbolisieren“ (Hurrelmann, 2013, S. 198). Dabei wird der Lehrer oder die Lehrerin als Identifikationsfigur der staatlichen Organisation gesehen, die nicht als bloßer Lehrkörper sondern auch als Beziehungsfigur gegenüber den Schüler\_innen zu verstehen ist. Einerseits wird die Schule zu einem Ort in der lebenspraktisches Wissen, Vorbereitung auf das politische System sowie der Berufswelt und andere Kompetenzen vermittelt werden. Andererseits zu einer Testphase für eine Persönlichkeitsentwicklung bzw. -findung (vgl. Veith, 2008, S. 47). Jedoch berufen sich die meisten Lehrenden auf ein didaktisches Konzept der Bildungsvermittlung und weniger auf die edukative Seite der Lehre, so dass eine Persönlichkeitsentwicklung gehemmt wird. Es wird ein gewisses Verhalten erwartet, dass mit Ruhe und Konzentration einher geht. Diese Forderungen stehen im Kontrast mit den Erwartungen der Gesellschaft an Männer und Jungen. Der Junge befindet sich in einem paradoxen Dilemma, da auf der einen Seite sein wildes, hervorstechendes Verhalten erwartet aber auf der anderen Seite sanktioniert und kritisiert wird. In der Schule wird dies meistens deutlicher als im Kindergarten, in dem das Kind noch mehr Freiheiten genoss (vgl. Böhnisch, 2013, S. 204). „Dass sich dabei ein verdecktes soziales Curriculum entwickelt, können die meisten nicht verstehen: Jungen erfahren unbewusst, dass sie durch antisoziales Verhalten Aufmerksamkeit auf sich ziehen, das Unterrichtsklima ändern und sich (...) situativ durchsetzen können“ (Böhnisch, 2013, S. 204). Diese Struktur vermittelt beiden Geschlechtern einen gewissen Habitus: die Durchsetzungskultur des Mannes und die Zurücknahme der Frau. Angesichts dessen, das dadurch sozial untaugliche Verhaltensmuster verinnerlicht werden, ist diese Dynamik für beide Geschlechter eher hinderlich (vgl. Böhnisch, 2013, S.205).

Der offene Übergang von Schule zum Beruf bricht das Geschlechtercurriculum. Dies geschieht durch neu auftretende Probleme wie Arbeitslosigkeit und strukturellen, technologischen Wandel in der Wirtschaft und im Privatleben. Die männliche Jugendphase wird dadurch fragil und anfällig für Krisen (vgl. Böhnisch, 2013, S.217). Durch die Abwesenheit des Vaters und den hohen Identifizierungsgrad des Männlichen mit der Berufswelt kann es zu erheblichen Konfliktsituationen kommen. Konkurrenz und Wettbewerb können nur schwer ausgehalten werden, da durch die männliche Sozialisation die Innenwelt unzugänglich gemacht wurde. Vor allem wenn die habituelle Sicherheit darin bestehe stets als „Sieger“ aus einem „Kampf“ zu gehen. Arbeitslosigkeit führt demnach für männliche Jugendliche zu einer Sinnkrise innerhalb ihrer Biografie. Dabei ist die Vater-Sohn-Rolle eine äußerst Bedeutsame, da der Sohn sich stets die Frage stellt: Wie erfolgreich kann ich im Vergleich zu meinem Vater sein? Diese Identifikationsfrage wird zum Leitkonzept der männlichen Berufsozialisation (vgl. King, 2000, S. 104ff). Vor allem wird dieses Leitkonzept durch den Struktur- und Arbeitsweltwandel in Frage gestellt, da die flexiblen Lebensläufe oft mit Abbruch und Neustart einhergehen. Diese auftretenden Konflikte von Verlust und Gewinn, Abbruch und Neustart, können nur schwer von dem männlichen Jugendlichen bzw. Heranwachsenden gelöst werden. So wird diese erlebte Hilflosigkeit meist rationalisiert und als Ursache für falsche Politik abgespaltet (vgl. Böhnisch, 2013, S.217). Trotz der Entgrenzung der Geschlechterdifferenzen im Bezug auf weibliche Erwerbstätigkeit bleibt die familiäre Fürsorge für viele Männer immer noch in weiblicher Verantwortung. Somit bleibt ebenfalls aus sich über eine Vaterrolle, die gleich einer Mutterrolle ist, zu identifizieren und damit eine gesunde Persönlichkeit zu entwickeln. Frauen sind diesem Wandel und der damit einhergehenden Flexibilität vertraut, da sie stetig zwischen Beruf und Familie pendeln, hingegen ist der Mann auf seine Karriere konzentriert, so dass Familie nur nebenbei entsteht. Die Veränderung der Strukturen und Lebenswelten wird damit zu einer Konfrontation der männlichen Identität und Sinnfindung (vgl. Kassner/Rüling, 2005, S. 236).

### 1.3.3 Bewältigungsstrategien im Kontext männlicher Sozialisation

Im vorherigen Unterkapitel wurden einige Lebensbereiche aufgegriffen und skizziert, so dass ein Einblick in die Lebenswelt von Jungen und Männern gewonnen werden konnte. Familie, Bildungsinstitutionen und Berufswelt und die damit verbundenen Beziehungskonstellationen sind dabei ausschlaggebend für eine Identitätsfindung. Sie bringen Krisenpotenziale mit sich, die es zu bewältigen gilt. In 1.3.2 fanden jene Krisen und Orientierungsdilemma unterschwellig Erwähnung, die im folgenden Kapitel aufgegriffen und in Zusammenhang mit männlichen Bewältigungsstrategien betrachtet werden.

In der bisherigen Arbeit wurde verdeutlicht wie stark die Interaktionsebene, sprich das Doing-Gender, Einfluss auf die Konstruktion von Geschlecht hat. Die soziale Konstruktion kann mit einem Bewältigungskonzept vervollständigt werden. Es basiert auf der Annahme, dass in gewissen biografischen Konflikt- und Krisensituation eine zur Bewältigung beitragende Handlungsfähigkeit benötigt wird und geschlechtsspezifisch hervortritt (vgl. Böhnisch, 2013, S.82ff). „Unter Bewältigung wird (...), die Bemühungen eines Menschen verstanden, Anforderungen und Belastungen in den Griff zu bekommen und sie möglichst zu meistern“ (Hurrelmann, 2006, S.269). Dies geht damit einher, dass das Ziel ist die persönliche Handlungsfähigkeit zu erhalten. Dabei gilt es die Belastung durch das Ändern der Handlungsfähigkeit und emotionalen Verarbeitung zurückzudrängen oder zu ertragen. Somit geht dieses Belastungs-Bewältigungs-Modell von einer Sozialisation aus, die dem Mensch stetig vor Bewältigungsaufgaben stellt im Sinne von Lebensanforderungen. Diese Entwicklungsaufgaben sind wichtige innerpsychische, biografische, gesellschaftliche und sozial-interaktive Prozesse, die ihre eigene, individuelle Dynamik besitzen (vgl. Hurrelmann, 2006, S.269). Dieses Modell ist an das Coping-Konzept aus der Stressforschung angelehnt sowie der weiterführenden sozialwissenschaftlichen bzw. psychosozialen Devianztheorie (bzw. Abweichendes Verhalten) (vgl. Böhnisch, 2013, S.83). „(...) (Stress ist als) das Streben nach einem leibseelischen Gleichgewichtszustand und nach psychosozialer Handlungsfähigkeit, vor allem in

kritischen Lebenskonstellationen, meist nicht vom ‚Kopf‘ her beeinflusst ist, sondern aus dem ‚Bauch‘ kommt(,) (...) (zu verstehen)“ (Böhnisch, 2013, S.83). Diese emotionale, unbewusste Reaktion erklärt zwar wie der Körper auf Stress reagiert aber nicht abweichendes Verhalten. Aus der Devianzforschung wurde deutlich, dass das Streben nach einer Handlungsfähigkeit gegenüber der herrschenden Norm sich verselbstständigt. Das Individuum versucht mit diesem Bewältigungsverhalten sein Selbstwert, die Anerkennung und seine Selbstwirksamkeit wieder herzustellen bzw. zu suchen. Dabei kommt es oft zu extremen Bewältigungsansätzen wie z.B. Gewalt oder Alkoholismus (vgl. Böhnisch, 2013, S.84).

Diese Tiefenstrukturen sind da, treten immer wieder hervor, werden durch entsprechende bzw. korrespondierende Vergesellschaftungs- und Interaktionsformen mitgeformt, bestätigen sich in ihnen (...). Sie steigen immer wieder in einem auf, man(n) ertappt sich in ihnen. Es sind die dunklen tiefen Abgründe der Unsicherheit und Hilflosigkeit, aber auch die impulsiven Stärkegefühle, die zueinander in Spannung stehen, die nicht so einfach rational steuerbar und interaktiv verbalisierbar sind. Sie machen die tiefenpsychische Dynamik des Mannseins aus, sind nicht von vornherein heterosexuell kodiert, haben aber einen frühkindlichen geformten heterosexuellen Bewältigungskern. (Böhnisch, 2003, S. 23)

Hier spricht Böhnisch wichtige Komponenten männlicher Sozialisation an. Zum einen die Pluralisierung der Gesellschaft und die Ablösung der Erwerbsfähigkeit als männlich konnotierte Eigenschaft. Diese Tatsache steht im Spannungsfeld zu dem immer noch existierenden traditionellen Männerbild und die damit verbundene unantastbare Stärke des männlichen Geschlechtes. Dies geht mit der verschlossenen Innenwelt einher und der mangelnden Fähigkeit der Verbalisierung von Konflikten, die nach Außen gerichtet werden. Zum anderen beschreibt Böhnisch die Ablösung des Sohnes von der Mutter. Diese Ablösung von der Mutter ist die erste Krise im Leben eines Jungen, die es zu bewältigen gilt (vgl. Böhnisch, 2003, S. 23ff). Bereits im Kapitel 1.3.2 wurde deutlich wie Jungen seit ihrer Ablösung von der Mutter nach Außen gedrängt werden, sprich ihre Gefühle, Sorgen und Ängste nicht zu zulassen und in Aktivität umzusetzen. Sie spalten ihre Hilflosigkeit ab. Dieses Abspalten ist nicht vom Vorteil für den Mann, da das Gefühl der Hilflosigkeit und damit das Gefühl schwach zu sein in ihrer maskulinen Identität nicht vorkommen. Infolgedessen kann es zu einer

Sinnkrise kommen, welche die eigene Identität fragil erscheinen lässt (vgl. Auinger et al, 2002, S.72). „Krisenhafte Ereignisse und Verläufe werfen einen auf sich selbst zurück, machen einen handlungsunfähig, schneiden oft die Möglichkeiten und Unterstützungen ab, die man bisher hatte, um psychosozial bedrohliche Situationen abzuwehren“ (Auinger et al, 2002, S.73). Dies hängt natürlich nicht nur allein von den Eltern ab, sondern auch von den ersten gesellschaftlichen Erfahrungen sowie dem sozialen Umfeld, die Jungen im Laufe ihrer Biografie erleben. Dabei spielen auch gleichaltrige Männer in Cliques eine wichtige Rolle bei der geschlechtlichen Orientierung und Identitätsfindung. Nicht nur das Soziale und Psychosoziale sind entscheidende Faktoren, um eine gesunde Handlungsfähigkeit auszubilden, sondern auch ökonomische Ressourcen. Der ökonomische Druck des Mannes „Funktionieren“ zu müssen zur Existenzsicherung der Familie zwingt den Mann zur Externalisierung seiner Bewältigungsaufgaben. Externalisierung bedeutet soviel, wie die Außenorientierung „(...) des mangelnden Selbstbezuges des Mannes in Verhalten und Einstellung“ (Böhnisch, 2010, S. 521). Dahinter verbergen sich Wünsche und Sehnsüchte, die nicht verbalisiert bzw. von Innen her ausgedrückt werden können. Dieses Verhalten führt ebenfalls dazu, dass es Männern schwer fällt Empathie zu zeigen. Dieser Mangel an Mitgefühl stärkt ebenfalls das Konkurrenzverhalten, welches traditionell in der Arbeitswelt vorausgesetzt wird. Dies geht mit einer Warnung an sich selbst einher, die symbolisiert, dass Gefühle gleich Schwäche bedeuten und dies zu Fehlern führen kann sowie den potenten, starken Mann angreifbar machen. Die starke Kontrolle der Gefühlswelt definiert die habituelle Sicherheit des Mannes. Das Prinzip der Rationalisierung schließt sich dem als weiteres Bewältigungsmuster in der männlichen Sozialisation an (vgl. Böhnisch, 2010, S.521).

Rational eingestellt sein und rational handeln bedeutet für viele Männer wiederum, keine Gefühle zuzulassen, sich einer Sachlogik entweder intellektuell, aber meist auch nur hierarchisch (Dienst an der Sache) zu unterwerfen. (Böhnisch, 2010, S.521)

Diese Verschließung zu der eigenen Innenwelt, der Kontrolle und Rationalisierung von Gefühlen sowie der Verlust des Kontaktes zu sich selbst führen zu einer typischen, männlichen Stummheit. Dies bedeutet keines Falls,

dass Männer nicht reden, sondern viel mehr sich gegenüber selbst stumm sind. Oftmals wird dieses Verhalten im Alltag sogar erwartet und gehört zur Normalität des Mannes. Es wird erst prekär, wenn diese Bewältigungsstrategien nicht mehr funktionieren und Hilflosigkeit generieren, so dass sie abgespalten werden muss und dieses Gefühl von Schwäche mit Gewalt kompensiert wird (vgl. Böhnisch, 2010, S.522).

## **2. Sucht im Spannungsfeld kultureller Prägung und männlicher Sozialisation**

Im vorangegangenen Kapitel ging es um die Konstruktion von Männlichkeit und den Einfluss der Gesellschaft auf Konstruktionsprozesse. Bewältigungsstrategien, wie Externalisierung und Rationalisierung, wurden erläutert und ein Bezug zur Männlichkeit hergestellt. Durch den sozialen Wandel erfährt die traditionelle Männerrolle ein Entwicklungsdilemma. Dieses Dilemma begründet sich darin, dass in tradierten männlichen Rollen verharrt wird, obwohl sich zeitgleich eine moderne Rolle auf der weiblichen Seite etabliert.

Im folgenden Kapitel wird das Spannungsfeld zwischen kultureller Prägung von Alkohol und männlicher Sozialisation aufgetan und untersucht. Es kann von einer „Ökologie der Sucht“ (vgl. Tretter, 1998) gesprochen werden, dabei wird erforscht wie Männer in Beziehung zu ihren Mitmenschen und unbelebten Dingen ihrer Umwelt stehen. Spezifisch gemeint ist dabei die geschlechtliche Bedeutsamkeit von Alkohol, die in unserer Gesellschaft vorwiegend mit Männlichkeit in Verbindung gebracht wird. Dabei soll keines Weges außer Acht gelassen werden, dass Frauen nicht in gleichermaßen suchtgefährdet sind. Die kulturelle Einbettung von Alkohol wird in den Kontext der Männlichkeit gestellt und im Zusammenhang mit der Funktion der Sucht erläutert.

## 2.1 Alkohol und die geschlechtliche Prägung in unserer Kultur

Eine kulturhistorische Darstellung des Alkohols soll die Signifikanz des Trinkens in unserer Gesellschaft verdeutlichen. Die historische Verankerung des Rauschkonsums in Kontext der Geschlechterrolle lässt sich an den soziokulturellen, sich veränderlichen Trinkgesetzen hervorheben. Das Trinkverhalten des Individuums sowohl als auch das der Gesellschaft wird von ökonomischen, kulturellen und politischen Faktoren ausschlaggebend definiert. Vor allem die gesellschaftlichen Bedingungen haben einen bedeutungsvollen Einfluss auf die Entwicklung von alkoholbezogenen Störungen wie z.B. Verfügbarkeit, Einstellung und Erwartungen in Bezug auf Alkohol, Trinksitten. Vor allem wird dadurch die soziale Funktion von Alkohol deutlich und eine ambivalente Bewertung des Konsums (vgl. Watzl/Singer, 1999, S.1).

Betrachtet man die Geschichte der Alkoholherstellung, sprich die gezielte Vergärung von Getreide und Früchten, reicht diese bis zu den alten Völkern zurück. Die Germanen stellten aus Honigwasser Met her, um sich zu betrinken. Die Ägypter übernahmen um 3000 v.Chr. die Bierherstellung der Sumerer. Dabei durften sich damals Frauen und Männer gleichermaßen berauschen, auch wenn es eine Unterteilung und Klassifizierung der verschiedenen Getränke gab. Wein war der gehobenen Gesellschaft vorbehalten, wohingegen Bier als Nebenprodukt des Brotbackens hergestellt wurde und somit auch dem einfachen Bauern zugänglich war (vgl. Tretter, 1998, S.202). Dem voran galten alkoholische Getränke als Nahrungsmittel und zur gewohnten Ernährung des Menschen. In Ägypten wurden sogar Löhne in Brot- und Biermengen angegeben. Für die geschlechtliche Prägung ist ebenfalls zu erwähnen, dass Alkohol auch in Bruderschaften als Aufnahme ritus oder für einen Vertragsabschluss getrunken wurde. Solche Sitten sind noch heute anzutreffen z.B. wird bei erfolgreich, abgeschlossenen Verträgen oder Ereignissen mit Sekt angestoßen (vgl. Watzl/Singer, 1999, S.2). „(...) (N)och Anfang dieses Jahrhunderts (erhielten) Insassen psychiatrischer Spitäler in München eine Tagesration von mehreren Litern Bier zur Ernährung und Beruhigung (...)“ (Watzl/Singer, 1999, S.2). Ein Zeichen dafür, dass Alkohol

damals eine Heil- und Stärkungskraft verliehen wurde. Aus diesem Grund kann vermutet werden, dass Alkohol heute immer noch zur Selbstmedikation bei Schlafstörungen, Verstimmungen, Schüchternheit und Ängsten verwendet wird. Heute wird diese zugesprochene Heilwirkung in der Medizin nicht mehr vertreten. Alkohol ist weitestgehend aus den Medikamenten verschwunden und nur noch in wenigen Präparaten vorzufinden (vgl. Watzl/Singer, 1999, S.2 ff).

Die erste Erwähnung des Alkohols in der Bibel findet sich in der Genesis (Gen 9 18-19), wo es heißt: „Noah trank von dem Wein, er ward trunken und lag entblößt in seinem Zelt.“ Ähnliche Geschichten über Trunkenheit des Familienoberhauptes finden sich auch in anderen vorderasiatischen Kulturen. So schildert ein ugaritischer Mythos die Pflicht des Sohnes, den Vater an der Hand zu nehmen, wenn er trunken ist und ihn zu tragen, wenn er vom Wein gesättigt ist. (Watzl/Singer, 1999, S.3)

Dieses Beispiel zeugt davon, dass nicht nur kulturelle Differenzen herrschen, sondern auch unter den Geschlechtern unterschiedliche Trinkgewohnheiten und –Anlässe existieren. „Männer trinken anders als Frauen. Sie trinken schneller, eher ohne besonderen Anlass, verstärkt mit gleichgeschlechtlichen Personen und häufiger außerhalb der Wohnung“ (Vosshagen, 2009, S.2). Allein die Trinkregeln von Platon aus der Antike verdeutlichen wie geschlechtlich geprägt Alkoholkonsum ist. Knaben sollten bis zu ihrem 18. Lebensjahr keinen Wein trinken, bis zum 30. Lebensjahr könne maßvoll getrunken werden und ab einem Alter von 40 Jahren darf sich dem Weingenuss als Mann hingeeben werden. Der Frau war es verboten Wein zu trinken (vgl. Tretter, 1998, S.203 ff).

Ein weiteres Beispiel für die geschlechtlichen Unterschiede der Trinksitten bietet die Industrialisierung. Im Frühindustriellenzeitalter durften Frauen nicht ohne die Begleitung eines Mannes ein Wirtshaus besuchen und selbst dann hatte der Mann einen Einfluss auf ihr Trinkverhalten. Zuhause wurde es der Frau durch den Ehemann verboten Alkohol zu trinken, weder Bier noch Branntwein wurde ihr gereicht. Der weibliche Alkoholkonsum fand somit heimlich statt. Auf den Viktualienmärkten wurde der städtischen Frau Branntwein ausgeschrieben, jedoch nicht offensichtlich wie beim Mann sondern versteckt in sogenannten Frauzimmern. Während der Mann offen und trinkfreudig in die Schankstube gehen konnte, musste sich die Frau in vermeintlicher Nüchternheit üben. In der

rheinischen Industriekultur des frühen 19. Jahrhunderts wurden jedoch Fabrikmädchen auffällig, die bereits mit 17 Jahren während der Arbeit Branntwein tranken. Dieses Trinkverhalten wurde von dem Patriarchat und den regionalen Behörden bzw. Regierenden als vorwiegend negativ beurteilt und mit Hurerei gleichgestellt, sodass weiblicher Alkoholkonsum als unschicklich und deviant diffamiert wurde. Rausch blieb eine Männerdomäne, trotz dessen dass den Frauen zu gewissen Anlässen geringe Menge an Alkohol gewährt wurde. In einer sich damals entwickelnden Freizeitkultur der Industrialisierung tranken Männer in der rheinischen Kultur und vermutlich auch in anderen deutschen Gegenden Bier bereits am Mittag. Bier war ein Durstlöscher und Freizeitgetränk, das am Abend mit dem Genussmittel Branntwein ausgetauscht wurde. Dieser Rückblick konstruiert eine Trinkkultur, die sich zwar weiterentwickelt aber in ihren Grundzügen in der männlichen Identität verankert hat. Die geschlechtlichen Trinkrollen finden sich noch heute wieder, so dass der Mann als aktiver Konsument und die Frau als passive Konsumentin konstruiert wurde. Vor allem das Bier erfährt eine deutliche geschlechtliche Konnotation. Dieses Beispiel aus dem Zeitalter der Industrialisierung zeigt vor allem wie bereits damals Männer in der Öffentlichkeit Alkohol konsumieren durften und das diesem Geschlecht vorbehalten war. Somit entwickelten sich unterschiedliche Trinkgewohnheiten der Geschlechter und es lässt eine Vorstellung gewinnen, wie Alkoholkonsum in unserer deutschen Gesellschaft sozial konstruiert wurde (vgl. Hirschfelder, 1999, S.290 ff).

Im 19. und 20. Jahrhundert führte die Verbreitung des Alkohols durch die industrielle Herstellung zu unkritischen Konsummustern z.B. wurden bayrischen Kraftfahrern täglich 20 Liter Bier ausgehändigt. Erst später in den 70er und 80er Jahren erfuhr der Alkoholkonsum eine kritische Sichtweise. Trotz des Wissens um den Schaden des Alkohols war kein starker Rückgang des Konsums in der Bevölkerung zu verzeichnen (vgl. Tretter, 1998, S.205). „(...) (Das Rauschtrinken) wurde (...) immer wieder in der Sozialgeschichte Deutschlands geächtet und sogar bestraft. Dennoch bleiben organisierte Trinkexzesse, wie das Münchner Oktoberfest (...), als fester Bestandteil (...) erhalten“ (Tretter, 1998,

S.207). Dies beweist welches Spektrum an gesellschaftlichen Reaktionen existiert, das von Toleranz gegenüber Trinken bis hin zur Erlassung von Gesetzen reicht. Der Konsum wurde dadurch an Trinksitten, Anlässen, Zeiten und an Personen oder Geschlechter gebunden. Auch in den einzelnen europäischen Kulturen gibt es Differenzen, z.B. wird in den mediterranen Gegenden ein moderater Weinkonsum akzeptiert aber ein Rauschkonsum sozial geächtet. In Osteuropa hingegen wird hoher Alkoholkonsum eher akzeptiert. Dies beweist wie unterschiedlich Alkoholkonsum in den Gesellschaften sozialisiert wurde (vgl. Watzl/Singer, 1999, S.2 ff). Beispielhaft dafür ist, dass noch heute vieltrinkende Frauen als Unperson gelten. Ein weiteres Indiz für die männliche Domäne des Alkoholkonsums und vor allem für das männliche Rauschtrinken, dass viel mehr mit dem Status der Trinkfestigkeit gleichgestellt wird. Getreu dem Motto: „Wer viel verträgt ist ein richtiger Mann“. Ein Symbol für Stärke, die im Sozialisationsprozess der traditionellen Rolle des Mannes internalisiert und zu einem Teil der männlichen Identität wird (vgl. Vosshagen, 2009, S.3).

Aus der Studie zur Gesundheit erwachsener Menschen in Deutschland des Robert Koch-Instituts, die im Drogenbericht des Bundes 2014 veröffentlicht wurde, geht hervor, dass 41,6 Prozent aller befragten Männer Risikokonsumenten waren. Hingegen wurden nur bei 25,6 Prozent der befragten Frauen ein risikoreicher Konsum<sup>6</sup> von Alkohol festgestellt. Ebenfalls gaben 31 Prozent der Männer mindestens einen Rauschkonsum von sechs oder mehr alkoholischen Getränken zu einer Gelegenheit pro Monat an. Vergleichsweise waren es 10,8 Prozent Frauen mit ähnlichem Konsumverhalten. Diese Datenlage weist eindeutig eine Präferenz des risikoreichen und problematischen Alkoholkonsums bei Männern auf (vgl. Mortler, 2014, S.18).<sup>7</sup> Ein regionaler Blick auf die Dresdner stationäre Suchtkrankenhilfe zeigt, dass die Geschlechterverteilung der stationär behandelten

---

<sup>6</sup> Risikoarmer Konsum wird von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzGA) wie folgt definiert: ein erwachsener Mann sollte nicht mehr als zwei Standardgläser (10 Gramm reiner Alkohol = 1 Bier 0,33 l) und eine erwachsene Frau nicht mehr als ein Standardglas Alkohol pro Tag zu sich nehmen. Außerdem sollten an zwei Tagen in der Woche kein Alkohol getrunken werden (vgl. BzGA, 2014, Internet).

<sup>7</sup> In einer anderen Studie des Robert Koch-Institut „Gesundheit in Deutschland Aktuell“, die durch regelmäßige Telefonbefragungen bei Menschen ab 18 Jahren durchgeführt wurde, waren es 2012 26,3 Prozent Risikokonsumenten, darunter 32,3 Prozent Männer und 20,6 Prozent Frauen. Diese unterschiedlichen Ergebnisse können durch die jeweils gewählten Methoden auftreten. Nichtsdestotrotz wird deutlich, dass Männer eher zu Risikokonsum neigen als Frauen (vgl. Mortler, 2014, S.19).

Dresdner Bürger\_innen, aufgrund von alkoholbedingten Störungen, ebenfalls stark Männer dominiert ist. 2012 wurden 1.741 Männer (73 Prozent) und 620 Frauen (27 Prozent) aus Dresden aufgrund von Alkoholmissbrauch in ein Krankenhaus eingeliefert. Diese Datenlage geht auf die Krankenhausstatistik des Landesamtes des Freistaat Sachsens zurück, die zum Teil im Dresdner Suchtbericht veröffentlicht wurde. 2013 wurden in den städtischen Suchtberatungs- und Behandlungsstellen insgesamt 3.644 Klienten\_innen beraten, davon waren 557 Personen Angehörige (15 Prozent). 53 Prozent aller betroffenen Klienten\_innen (3087) wurden aufgrund von alkoholbezogenen Problemen oder Störungen beraten bzw. ambulant behandelt. Im Vergleich dazu waren es 2013 34,89 Prozent Klienten\_innen, die aufgrund von illegalen Drogen Suchtberatung in Anspruch nahmen. Daraus ist zu schließen, dass Alkohol einen hohen Anteil der Abhängigkeitserkrankungen ausmacht (vgl. Ferse et al, 2014, S.11 ff).

Beide Datengrundlagen weisen auf, dass Männer vorzugsweise Alkohol problematisch konsumieren bis hin, dass sie alkoholbedingte Störungen entwickeln. Zu vermuten wäre, dass Alkoholismus eine männerspezifische Sucht sei. Diese Annahme würde mit einem Verständnis einer biologischen, bipolaren Einteilung der Geschlechter einhergehen, die jedoch zu kurz greift, da es eine Rollenidentifizierung nur an das jeweilige, eigene Geschlecht bindet. Das bedeute ein Junge würde sich nur als männlich empfinden, wenn er männliche Rollenvorbilder hat und sich dabei von weiblichen stringent abgrenzt. Zusätzlich könnte die Annahme sein, dass Alkohol „naturegegeben“ zur männlichen Identität dazu gehöre. Dies würde jedoch Alkoholabhängigkeit bei Frauen ausschließen (vgl. Klingemann, 2009, S. 38ff).

Das bipolare Modell wurde durch das Androgynie-Konzept in Frage gestellt, welches die Unabhängigkeit der Geschlechtsrollenorientierungen annimmt. So können hohe Ausprägungen, annahmegemäß weiblicher Eigenschaften wie Ausdrucksfähigkeit, durchaus einhergehen mit einer hohen Erfüllung typischer männlicher Rollenerwartungen. (Klingemann, 2009, S. 40)

Das Konzept der Androgynie geht demnach nicht von zwei determinierten Polen aus, die fest verankert in der biologischen, psychologischen Gestalt des Menschen ist sondern, es teilt sich in Vier Dimensionen auf. Einerseits die

gegenüberliegenden Felder maskuline und feminine Geschlechterrollenkonzepte sowie die Felder androgyne und undifferenzierte Geschlechterrollenkonzepte. Maskulinität werden Verhaltensweisen wie Ehrgeiz, Risikofreudigkeit, Scharfsinnigkeit und ähnliche instrumentalisierende Eigenschaften zugeschrieben. Während Feminität mit Expressivität gleichgesetzt wird, die folglich mit Feinfühligkeit, Sinnlichkeit, Leidenschaft, Romantik etc. verbunden wird (vgl. Widmer Rodríguez Bétancourt, 2001, S.8).

Wenn jemand viele weibliche und gleichzeitig viele unmännliche Anteile besitzt, ist sie oder er gemäß der individuellen Charakteristika im Feld „feminin“ einzuordnen. (...) Allerdings gibt es auch Menschen, die sowohl viele weibliche und männliche Eigenschaften besitzen. Sie würden analog zu ihrem ganz persönlichen Profil in dem mit „androgyn“ bezeichneten Feld eingetragen. Wer schließlich weder weiblich noch als männlich geltende Charakteristika auf sich vereint, gilt als „undifferenziert“. (Jaffé/Riedel, 2011, S.68)

Diese Charakteristika sind im Umkehrschluss flexibel und unabhängig voneinander, sodass unterschiedliche maskuline und feminine Persönlichkeitsmerkmale in einem Menschen vereint sein können. Dieses Geschlechterrollenkonzept wirkt sich ebenfalls auf das Bewältigungsverhalten aus, welches die jeweiligen Lösungsstrategien geschlechtlich färbt (vgl. Widmer Rodríguez Bétancourt, 2001, S.9). „(...) (Es) spricht vieles für ein Androgyniekonzept (...), das scheinbar typisch feminine selbstschädigende Verhaltensweise auch mit gemischten Geschlechtsrollenorientierungen bei Männern in Beziehung setzt“ (Klingemann, 2009, S.42). Bei genauer Betrachtungsweise bedeutet dies soviel, dass weiblich geprägte Süchte auch in Männerwelten vorkommen und umgekehrt. Vielmehr spielt die Funktion der Sucht eine entscheidende Rolle. Beispielhaft dafür ist der Gebrauch von Medikamenten und der rollenspezifischen Funktion des Konsums. So greifen Männer zur Aufrechterhaltung der Leistungsfähigkeit eher zu Schmerzmittel, um den Erwerbsstatus zu sichern und sich in vermeintlicher Stärke zu rühmen. Wohingegen der Schmerzmittel- und Alkoholkonsum bei Frauen eher in Verbindung mit der Regulation von affektiven Stresszuständen gebracht werden kann. Dies verdeutlicht, dass es keine typische Männer- oder Frauensüchte gibt, sondern viel mehr der hohe Alkoholkonsum kulturell geprägt und als männlich,

konnotiertes Verhaltensmuster konstruiert wurde. Lediglich die Funktion differenziert die Geschlechter voneinander (vgl. Klingemann, 2009, S.42 ff).

Zusammenfassend zu erwähnen ist, dass es keine spezifischen, geschlechtlichen Süchte gibt, aber Frauen und Männer Suchtmittel für einen unterschiedlichen Zweck nutzen. Das Beispiel aus der Frühindustrialisierung zeigt wie verankert Männlichkeit und Alkohol in unserer deutschen Kultur. Das Rauschtrinken ist Männern noch heute vorbehalten und bei Frauen verpönt. Die aktuelle Datenlage beweist ebenfalls, dass Männer eher dazu neigen in ein Rauschtrinken zu verfallen als Frauen. Dies geht mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen an die jeweiligen Geschlechter einher, sodass sich ein Mann als trinkfest beweisen muss, um männliche Stärke zu symbolisieren.

## **2.2 Das Geschlecht der Dinge – geschlechtstypisches Ernährungsverhalten und Alkoholkonsum**

Im folgenden Kapitel soll die Bedeutung von geschlechtlichen Bewertungen von Gegenständen und Aktivitäten verdeutlicht werden. Die Konnotierung von Bier und Ernährungsweisen werden im Kontext der Geschlechter untersucht.

Diana Riedel und Saskia Jaffé befragten Workshopteilnehmende<sup>8</sup> bezüglich ihrer geschlechtlichen Bewertung von Gegenständen. Diese Untersuchung ist nicht bevölkerungsrepräsentativ, nichtsdestotrotz beispielhaft dafür, wie Gegenstände einem Geschlecht zugeordnet werden. Es geht um Denkmuster und Bewertungen, die von den Teilnehmenden via Fragebogen abgefragt wurden. An erster Stelle der weiblich konnotierten Gegenstände ist die Vase mit 95,98 Prozent, an zweiter Stelle Schmuck 94,79 Prozent und an dritter Mode 89,16 Prozent. Die Teilnehmenden bewerteten Motorsägen (96,72 Prozent), Bohrmaschinen (94,58 Prozent) und Rasenmäher (91,16 Prozent) als männlich. Dabei ist angemerkt, dass

---

<sup>8</sup> 1190 teilnehmende Personen davon 791 Frauen (66,47 Prozent), 379 Männer (31,89 Prozent) und 20 Personen ohne Angabe des Geschlechtes (1,68 %) (vgl. Jaffé/Riedel, 2011, S.129 ff)

es nur eine bestimmte Auswahl an Gegenständen und Aktivitäten gab, die geschlechtlich bewertet werden konnten. Dennoch zeichnet sich eine Welt ab, die in unserer Kultur vorherrscht. Eine Welt, die technische Gegenstände als männlich bewertet, die, wie bereits beschrieben, als Konstruktionsmittel von Männlichkeit dienen. Interessanterweise wurde Bier nicht in die Befragung mit aufgenommen, da allem Anschein nach die Geschlechterzuweisung aus anderen Untersuchungen eindeutig abzuleiten wäre (vgl. Jaffé/Riedel, 2011, S.129 ff). Tatsächlich werden Ernährungsweisen von Frauen und Männer unterschiedlich bewertet. Das schnelle Verzehren von großen Mengen an Essen gilt als männlich, wohingegen kleine Portionen als weiblich gelten. Deftig, mit viel Fleisch und wenig Beilage wird als typisch männlich angesehen. Dabei werden Frauen in ihrer Ernährungsweise kritischer betrachtet als Männer. Vom weiblichen Essverhalten wird Kontrolle und Zurückhaltung erwartet, während männliches Essverhalten unkontrolliert und hemmungslos sein darf. Dieses Verhalten äußert sich auch in den gewählten Speisen der Frau z.B. vorwiegend Gemüse, weniger Fleisch, leichte Kost. Außerdem wird übermäßiger Bierkonsum des Mannes als „normal“ angesehen und sozial toleriert. Frauen, die große Mengen an Essen verzehren werden als eher unattraktiv eingestuft im Gegensatz zum Mann. Kulturell gilt, dass Männer aufgrund des höheren Körpergewichtes mehr Nahrung benötigen als Frauen (vgl. Schritt, 2011, S.102 ff). Diese geschlechtlichen Bewertungen von Essverhalten bilden damit einen kulturellen Ort zur Untermalung der geschlechtlichen Identität. Hierbei kann von *Doing Gender* gesprochen werden, bei dem das Vermeiden oder der gezielte Verzehr von bestimmten Nahrungsmittel als Inszenierung und Konstruktion des eigenen Geschlechtes dient (vgl. Reitmeier, 2013, S.197 ff). „Dinge sind somit Träger von Wertungen, Bedeutungen und Erinnerungen, zugleich Produkte und Bestandteile kultureller Praxen.“ (Streubel, 2003, S.1). Es kann demnach von einer Ordnung der Geschlechter innerhalb der materiellen Welt gesprochen werden. Gegenstände oder Aktivitäten werden zu Instrumente zur Herstellung der geschlechtlichen Identität (vgl. Schritt, 2011, S.103).

In kulturgeschichtlichen Erzählungen aus dem Hochmittelalter wird oftmals die Frau als die Reichende des Trinkbeckers dargestellt, die dem Mann sein Bier reicht. Der Trinkbecher oder eben das Bier wird somit zum Verhandlungsobjekt zwischen zwei verschiedenen Völkern oder Stämmen. Diese Tatsache verleiht dem Bier bzw. dem Trinkgefäß eine Symbolkraft innerhalb der Geschlechterordnung. Die Frau als Untergebene, die dem Mann das Bier zur Verhandlung reichte und der Mann als der Erhabene, der die Unterhaltung anführt. Bier und Trinken wurde als Zeichen der Gemeinsamkeit und Geselligkeit angesehen. Jedoch, wie bereits in 2.1 erwähnt, durften nur Männer Bier trinken. Bereits im 14. Jahrhundert haben Gesellen eigene Versammlungsorte errichtet, in denen sie neue Mitarbeiter in den Kreis aufnahmen und beim Bier die zu verrichtenden Arbeiten erklärten (vgl. Streubel, 2013, S.6). Diese Verbindung von Männerbünden und Alkohol sind noch heute gesellschaftlich etabliert, so beschrieb ein Klient im Beratungsgespräch, dass die Hochzeit seines Alkoholkonsums während des Dienstes in der Bundeswehr war. Es wurde viel getrunken mit anderen Soldaten und er beschrieb ein Gefühl der Gemeinsamkeit. Ebenfalls der Vater trank jeden Tag sein „Feierabendbier“ und er bestätigte eine anerkannte Trinkkultur innerhalb der Familie. Der Klient erinnerte sich daran, dass einige männliche Verwandte sogar problematische Trinkgewohnheiten pflegten (vgl. Anhang: 2., S. 104 ff).

Im 17. Jahrhundert eröffneten die ersten Kaffeehäuser, die nach und nach von Frauen besetzt und zum ersten öffentlichen Bereich der Frauen wurden. Dort konnten Frauen sich über die alltäglichen Dinge austauschen und sich zum ersten Mal unabhängig von den Männern kultivieren. Dabei entstand das zumeist abwertend gemeinte Wort „Kaffeekränzchen“, das von der Männerwelt geprägt wurde. Männer hingegen nutzten immer noch häufig Kneipen, in denen sie reden und den Bierkonsum frönen können. Männlichkeit und Alkohol, vorzugsweise Bier, sind kulturell stark mit einander verknüpft. Diese Prägung reicht weit in die Geschichte hinein (vgl. 2.1) und öffnet das männliche Spannungsfeld „Lust und Laster“. Zum einen die Lust des Rausches und das Laster des Alkoholismus symbolisieren dieses Spannungsfeld. Im letzten Jahrhundert drangen Frauen

immer mehr in den *typisch männlich* konnotierten Raum des Alkoholkonsums ein und kultivierten einen eigenen *frauentypischen* Konsum (passive Konsumentin vgl. 2.1). Heutzutage gehen Frauen gleichermaßen abends aus und Männer öffentlich Kaffee trinken, um sich auszutauschen, jedoch gilt übermäßiger Alkoholkonsum immer noch als männlich (vgl. Reitmeier, 2013, S. 204).

### **2.3 Alkoholkonsum in der männlichen Sozialisation**

Im folgenden Kapitel soll die Bedeutsamkeit sowie die Funktion von Alkohol während der männlichen Sozialisation verdeutlicht werden. Es werden zwei Beispiele aus der Arbeit in einer Suchtberatungs- und Behandlungsstelle hinzugezogen.

Der vorherrschende Kerntypus von Männlichkeit besteht immer noch aus den Eigenschaften Tüchtigkeit, Mut, Beständigkeit und Ehre. Diese zentralen Elemente stammen aus dem 16. Jahrhundert und sind bis heute noch Bestandteil des männlichen Ideals. Ehre hingegen wird nicht mehr durch Abstammung verliehen, sondern muss erworben werden. Die Anerkennung von Ehre gelingt über materielle Werte und Güter, die durch eigene Kraft erlangt wurden. Männer und Frauen, sowie deren Familien, erwarten von Männern beruflichen Erfolg und definieren den gesellschaftlichen Status des Mannes über den Berufsstatus. Hinzukommt, dass das Idealbild eines gesellschaftlich anerkannten Mannes einen athletischen Körper und Erfolg im Sexualleben impliziert. Vor allem mediale Bilder (wie Zeitschriften und Filme) konstruieren Männlichkeit über diese drei Faktoren. Beispielhaft sind Zeitschriften wie „Men’s Health“ oder „GQ“, die den Lesern Tipps für besseren Sex, Waschbrettbauch und Karriere vermitteln (vgl. Hertling, 2009, S.10). „Spätestens mit der ersten Menstruation, also der ‚körperlichen Frauwerdung‘, erscheint die Frau als solche gesellschaftlich anerkannt zu sein, während Männer ihre Männlichkeit immer wieder aufs Neue beweisen müssen“ (Hertling, 2009, S.10). Grundlegend werden dadurch drei Erwartungshaltungen an den Mann erzeugt, die Erreichung von Leistung und Ehre, Stärke im geistigen, emotionalen und somatischen Bereich und Ablehnung

von „weiblichen“ Eigenschaften und Aktivitäten. Diese Eigenschaften muss der Mann selbst und ohne große Hilfe erkämpfen, um als Mann anerkannt zu werden (vgl. Vossnagen, 1996, S.85). Die dafür benötigte Stärke und Unabhängigkeit, um diesem Ideal gerecht zu werden, stehen den Gefühlen von Abhängigkeit, Hilflosigkeit, Angst, Selbstzweifel und Schwäche gegenüber. Diese Gefühle werden vom Mann im Laufe seines Lebens zunehmend verdrängt und abgespalten (Prinzip der Externalisierung, vgl. 1.3.3). Folglich entsteht im Entwicklungsverlauf der Adoleszenz in der Gefühlswelt des Mannes eine emotionale Kluft. Dies geht damit einher, dass für gewisse Gefühle, wie Hilflosigkeit oder Angst, im Mann kaum noch Ausdrucksmöglichkeiten existieren (vgl. Flaake, 2009, S. 29).

Eine solche Kluft ist schon in (...) früheren Sozialisationsprozessen von Jungen angelegt, verstärkt sich jedoch in der Adoleszenz, da in dieser Entwicklungsphase Geschlechterbilder und damit die an ein Zum-Mann-Werden geknüpften gesellschaftlichen Vorstellungen und Fantasien auf neue Weise bedeutsam werden. (Flaake, 2009, S. 29/30)

Vor Allem der Konsum von Alkohol dient oftmals zur Abwehr und Bewältigung von depressiven Symptomen, die aus dieser beschriebenen Kluft entstehen können. Alkohol löst die Hemmungen vor Gewalt, Emotionen und Aggressionen, so dass der Mann sich dabei unabhängiger fühlt. Dabei nimmt Alkohol die Funktion des Medikaments ein, das für eine schnelle Heilung der innerlichen Leere führen soll. Die empfundene Leere der Depression soll ausgefüllt werden und ist ein Zeichen dafür, dass Alkohol als Selbstmedikation zur Regulierung der männlichen Gefühlswelt dienen soll (vgl. Flaake, 2009, S. 29).

### **2.3.1 Die Bedeutung von Alkohol bei Initiationsriten während der männlichen Adoleszenz**

Neben der Selbstregulierung durch Alkohol ist der Konsum von Rauschmitteln stark mit einer traditionellen Männlichkeitsrolle verknüpft (vgl. Vossnagen, 1996, S.86). Dabei spielen der Einfluss der familiären Vorbilder und die Qualität der Beziehung unter einander eine signifikante Rolle bei der Übernahme von

Konsummustern. Vor allem der Umgang mit psychoaktiven Substanzen (wie z.B. Alkohol oder Cannabis) in der Familie ist entscheidend, ob und wie viel jugendliche Heranwachsende konsumieren. Dies schließt jedoch nicht aus, dass Kinder und Jugendliche sich abstinenter verhalten, wenn sie über eine stabile und gute Bindung zu abstinenter lebenden Eltern verfügen. Aus dem schweizerischen Bericht „Männer und Sucht“ geht hervor, dass männliche Drogenkonsumenten überdurchschnittlich häufig einen Elternteil mit einem problematischen Konsum besitzen. Somit beeinflussen zwei entscheidende Faktoren das Konsumverhalten von Männern: die Konsumgewohnheiten innerhalb der Familie und das Erziehungs- und Beziehungsverhalten der Eltern untereinander. Starker familiärer Zusammenhalt und ein offenes, emotionales Familienklima können Schutzfaktoren in schwierigen Lebensphasen bieten. Demzufolge ist eine instabile Bindung zu der eigenen Familie ein Risikofaktor bei der Entwicklung von problematischen Konsummustern. Aus diesem Grund schließen sich häufig Jungen mit Gleichaltrigen zusammen, um eine Emotionalität und familiäre Nähe zu erhalten. Die Orientierung an der Peer-Group kann dazu führen, dass in der Gruppe existierende Konsumgewohnheiten übernommen werden (vgl. Graf et al, 2006, S. 31 ff).

Gleichaltrigengruppen – Peers – sind aus psychoanalytischer, soziologischer und pädagogischer Gesamtsicht alterstypische Medien der Regulation, mit denen Triebdynamik kanalisiert, soziale Differenzierung entwickelt und Übergangssituationen bewältigt werden. In ihnen symbolisieren sich die Ablösung von der Herkunftsfamilie (...) und der unstrukturierte und deshalb normdiffuse bis normverweigernde Übergang in das spätere Erwachsenenalter (...) gleichermaßen. (Böhnisch, 2013, S.135)

Gerade das Herauslösen aus der familiären Bindung und das Suchen nach der eigenen Identität kann durch die Abwesenheit des Vaters und der gesellschaftlichen Erwartungshaltung an den Mann behindert werden (vgl. Graf et al, 2006, S. 32). Vor allem Jungscliquen und Freundschaften sind Orte der Inszenierung von Männlichkeit. Männliche Peer-Groups sind Räume zum Experimentieren und Erforschen der eigenen geschlechtlichen Identität. Dieses Verhalten der Inszenierung und Weiterentwicklung der Geschlechtsidentität bekommt in der Jugendphase eine neue Qualität. Aufgrund dessen, dass sich Jungen unabhängiger fühlen und sich aus den einstigen, frauendominierten Institutionen (vgl. 1.3.2) lösen können. Vor allem durch die wahrgenommene Abwesenheit des Vaters und

männlicher Vorbilder (z.B. Erzieher) in den vorangegangenen Lebensphasen benötigen sie die „Verbrüderung“ mit anderen gleichgeschlechtlichen Peers, um Männlichkeit zu erproben, zu inszenieren und zu entwickeln. Männliche Jugendliche definieren sich somit eher über die Gruppenzugehörigkeit (vgl. Böhnisch, 2013, S.136). Dabei spielt Alkohol eine wichtige Rolle, da Trinken als Demonstration vermeintlicher männlicher Stärke und Unabhängigkeit in unserer Kultur gilt. Diese kulturelle Prägung des Alkoholkonsums im Zusammenhang mit Männlichkeit ist bei Jugendlichen eine erhebliche Signifikante. Die ersten Erfahrungen mit Alkohol werden oft als Initiationsritus zur Mannwerdung wahrgenommen (vgl. Vossnagel, 1996, S.87). Dem schließt sich ein kollektiver Ritus der endgültigen Ablösung von der Mutter und all dem was sie repräsentiert an. In den gleichgeschlechtlichen Peer-Groups werden Weiblichkeit und die damit verbundenen Eigenschaften (z.B. Emotionalität, Wahrnehmen der eigenen Bedürfnisse etc.) vollkommen abgespalten aus der eigenen Geschlechteridentität. Dies kann soweit führen, dass Jungen gleichaltrige Mädchen abwerten und herabstufen. Dieses Verhalten kollidiert natürlich mit einer modernen Frauenrolle und lässt die männlichen Jugendlichen in den Augen der Mädchen wie infantile, zurückgebliebene Menschen erscheinen. Zugleich wird in der Adoleszenz der Vater als Repräsentant allem Männlichen angesehen und infolgedessen eine neue Bindung zu ihm aufgebaut. Hierbei werden häufig Orte zur Männlichkeitsinszenierung für gemeinsame Unternehmungen aufgesucht, wie sie bereits als Konstruktionsorte im Kapitel 1.2.4 beschrieben wurden. Diese Aktivitäten sind zumeist sportlich, technisch oder handwerklich orientiert und dienen zur Konstruktion sowie zur Inszenierung von Männlichkeit. Dabei bleibt jedoch eine körperliche, emotionale Nähe, wie sie von der Mutter erfahren wird, aus - maximal ein kumpelhaftes, distanziertes Schulterklopfen wird dem Sohn bei Erfolg gegönnt. Vor allem sind diese Aktivitäten meist von Konkurrenz- und Wettbewerbsdenken gekennzeichnet, sodass der Sohn sich mit dem Vater messen und seine „männlichen“ Fähigkeiten erproben bzw. trainieren kann (vgl. Flaake, 2009, S.28 ff). Eine andere Möglichkeit wäre ebenfalls, dass der Vater nicht mehr als der „richtige Mann“ angesehen wird, mit dem sich der Jugendliche identifizieren kann. Vor allem wenn sich an männlichen „Idealtypen“ orientiert

wird und der Jugendliche erkennt, dass der Vater dem angestrebten Ideal nicht entspricht (vgl. Böhnisch, 2013, S.139). „Nahe gelegt wird auf diese Weise eine Fortsetzung der Polaritäten in den Geschlechterbildern: Männer stehen weiterhin für Autonomie und für eine Selbstdarstellung, in der Unsicherheiten, Schwäche (...) (etc.) keinen Raum haben (...)“ (Flaake, 2009, S.29). In einem Beratungsgespräch beschrieb mir ein alkoholabhängiger Klient wie ihm zu seiner Konfirmation von seinem Vater das erste Bier eingeschenkt wurde. Anhand des Beispiels wird deutlich wie stark ritualisiert der Konsum von Alkohol in der männlichen Sozialisation ist und welche Symbolkraft Alkohol dabei besitzt. Der Vater als männliche Identifikationsfigur und Bier als Ritualsymbol zur Mannwerdung blieben in der Erinnerung des Klienten hängen. Das gesellschaftliche Ritual der Konfirmation, wo Kinder in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden, verleiht dem Alkoholkonsum einen gesellschaftlich anerkannten Rahmen (vgl. Anhang: 2., S.104 ff). Weiterhin spielt Alkohol in männerlastigen Organisationen wie z.B. Studentenverbindungen, Schützenvereine o. Ä. eine wichtige Rolle. Trinken wird damit sozial toleriert und kann wiederum soweit führen, dass Männer unter Druck geraten Alkohol zu trinken, um nicht aus dem sozialen Kreis ausgeschlossen zu werden (Prinzip der Sozialen Schließung, vgl. 1.2.2). Dies führt dazu, dass Trinkfestigkeit in der Gesellschaft als Zeichen von Männlichkeit verstanden wird (vgl. Vossnagen, 1996, S.87).

Zusammenfassend zeigt das Kapitel wie wichtig Peer-Groups für die männliche Inszenierung und Identitätsbildung sind. Gleichgeschlechtliche Gruppen verhelfen dem Jungen durch kollektive Initiationsriten das eigene Selbstbild zu gestalten. Die andere Seite der Medaille ist, dass destruktive Bewältigungsmuster wie Alkoholkonsum übernommen und verinnerlicht werden. Alkohol spielt vor allem als Zeichen für Trinkfestigkeit und die damit verbundene Stärkeinszenierung eine bedeutende Rolle in der Mann-Werdung (vgl. Flaake, 2009, S.27). Ergänzend dazu sei erwähnt, dass gerade in maskulinen, dominanten Peer-Groups Männlichkeit durch Wettbewerb erprobt wird und dieses Konkurrenzverhalten die Hierarchie innerhalb der Gruppe festlegt. Es gleicht einem Initiationsritus eines

Indianerstammes, in dem Jungen zu Männern werden, jedoch ohne die Hilfe des Vaters, sondern im Raum der Gleichaltrigen heranwachsen. Dieser „Maskulinität-Codex“ taucht vor allem bei Jugendlichen, denen als einzige Möglichkeit, sich vom Weiblichen abzugrenzen, ihr Körper bleibt. Somit bietet die Peer-Group eher eine ritualisierte Nicht-Bewältigung und führt den Jungen nicht an eine selbstständige Lebensführung heran. Dieses Verhalten tritt meistens bei sozial benachteiligten Jungen aus strukturschwachen Familien auf. Die in der Gruppe unbewusst Halt, Geborgenheit, Empathie und emotionale Nähe suchen (vgl. Böhnisch, 2013, S.139 ff). Neben den Beziehungen zu Gleichaltrigen sind, bei der Ausgestaltung von Männlichkeitsentwürfen, ebenso die elterlichen Bindungen bedeutsam. Mutter und Vater bekommen eine neue Bedeutung. Einerseits die endgültige Ablösung von allem „Weiblichem“ im Mann und die damit verbundene Loslösung von der Bindung zur Mutter. Andererseits die gesuchte Nähe zum Vater als männliches Vorbild oder die Abwertung der Männlichkeit des Vaters (vgl. Flaake, 2009, S.27).

### **2.3.2 Alkoholkonsum und männliches Risikoverhalten**

Im vorangegangenen Kapitel ging es um Jungen-Cliquen, ihre Initiationsriten und die Bedeutung von Alkoholkonsum für die Mann-Werdung. In den genannten Peer-Groups wird Risikobereitschaft als eine wichtige Komponente für die männliche Identität kultiviert. Dieses Risikoverhalten bleibt bis in das hohe Lebensalter bestehen, sei es das Missachten der eigenen Gesundheit, Rauschtrinken oder Extremsportarten, die unter Männern große Beliebtheit erfahren (vgl. Böhnisch, 2013, S. 140). „Der Begriff des Risikoverhaltens drückt zweierlei aus. Zum einen signalisiert er den Experimentalcharakter der Jugendphase, zum anderen, dass die Jugendzeit sich von der gesellschaftlich eingerichteten Schonphase Jugend hin zur Risikophase Jugend entwickelt hat“ (Böhnisch, 2013, S. 140). Risikoverhalten bedeutet soviel wie, das Gefährden der eigenen Unversehrtheit oder die eines anderen Menschen. Insbesondere Jungen wird solch ein Verhalten anerzogen, indem ihnen bereits im Kindesalter für das Eingehen von Risiken Anerkennung gezollt wird. Dabei sind Floskeln, wie „Ein

Indianer kennt kein Schmerz“ oder „Jungs weinen nicht“, alltäglich im Gebrauch, um den männlichen Sprössling den Mut eines Mannes beizubringen. Risikoverhalten gehört zur männlichen Sozialisation dazu. Dieses Verhalten kann soweit gehen, dass eigene Ängste ignoriert oder verdrängt werden müssen, um den gesellschaftlichen Erwartungshaltungen an einen Mann gerecht werden zu können. Außerdem hat ein Versagen des Jungen Denunzierungen, wie „Weichei“ oder „Schlappschwanz“, zur Folge, die nicht zugelassen werden können. Auf der einen Seite wird durch die Herabwürdigung der Männlichkeit die Identität des Jungen angegriffen und auf der anderen Seite droht der Ausschluss aus dem sozialen Kreis. Hinzukommt, dass nicht nur der „schwache“, nicht mutige Junge ausgeschlossen wird, sondern auch die Fähigkeit seiner Eltern einen „richtigen“ Jungen zu erziehen in Frage gestellt wird (vgl. Böhnisch, 2013, S.140).

Männliches Risikoverhalten zeigt sich dabei stärker in der Selbst- und Fremdgefährdung nach außen (Alkohol- und Verkehrsrausch, Einlassen in Gewaltszenen), weibliches Risikoverhalten richtet sich eher nach innen (Medikamentenmissbrauch, Magersucht). Beide treffen sich in der Drogenkultur. (...) Es vermittelt ein Lebensgefühl, in dem Wohlsein und Unwohlsein, Omnipotenz erleben und (dennoch nicht zu verscheuchende) psychosoziale Belastung gegeneinander bestehen. (Böhnisch, 2013, S.141)

Vor allem die einsetzende Testosteronproduktion in der Pubertät sowie weitere erbliche Faktoren begünstigen männliches Suchtverhalten. Aufgrund, dass Schädigungen, die durch einen riskanten Alkoholkonsum auftreten können, bei Frauen schneller als bei Männer bemerkbar werden. Diese biologischen Faktoren fördern das Risikoverhalten und die damit einhergehende Selbstüberschätzung des Mannes. Dabei werden die negativen Effekte des Alkoholkonsums ausgeblendet (vgl. Klingemann, 2009, S. 38). Es geht darum zu zeigen wer ein „richtiger Mann“ ist und dementsprechend seinen „Mann stehen“ kann. In Bezug darauf wird Alkohol zum Instrument des männlichen Wettkampfs. Insbesondere Jugendliche veranstalten sogenanntes „Kampftrinken“ als Initiationsritus zur Mann-Werdung. Kurzum: Wer viel verträgt ist ein richtiger Mann und kann in den Kreis der Männer aufgenommen werden. Dieses Verhalten wird von beiden Geschlechtern sozial toleriert und ist kulturell dem Mann zugeschrieben. In einer heterosozialen Gruppe würde dieses Konsumverhalten Mädchen eher abwerten als aufwerten, ganz im Gegensatz zu den Jungen, die dadurch soziale Anerkennung

gewinnen. Dabei verlieren die Männer eher als Frauen den Blick für die Gefahrenwirkung des Konsums. Rauschkonsum wird ebenfalls mit einer Herausforderung und das Erleben eines hohen Erregungsniveaus verbunden. Sogenanntes *Sensation Seeking* spielt bei vielen Jugendlichen eine wichtige Rolle, die in Verbindung mit dem erlebten Risiko und den Gefühlen während des Rausches gebracht wird und somit Wiederholungsbedarf erzeugt. Im Gegensatz zu Extremsportarten, die wiederum sicher ausgeführt werden können, ist das Rauschtrinken riskant und birgt neben einer schweren Alkoholvergiftung weitere Gefahren (vgl. Graf et al, 2006, S.39 ff). Dieses Suchen nach Sensationen bildet einen wichtigen Teil bei der Konstruktion von Männlichkeit. Dieses Verhalten öffnet das Spannungsfeld Risiko und Kontrolle in der männlichen Lebenswelt. Einerseits wird von den Männern stets Kontrolle erwartet z.B. das Regulieren von Affekten, wie es schon in 2.2.1 Erwähnung fand. Andererseits wird dadurch der Heldenmythos des Mannes gefördert. Es werden maskuline Imperative an den Mann gestellt: weniger Schlaf, mehr Schmerz ertragen, mehr Alkohol vertragen, nicht darum kümmern was gegessen wird, keine Hilfe in Anspruch nehmen, unabhängig sein, Gefühle unterdrücken und kontrollieren sowie weniger auf den Körper achten. Je mehr von den Imperativen eingehalten werden kann, desto männlicher ist der Mann. Dies führt zu einem Risikoverhalten, das von einem „sich treiben lassen“ gekennzeichnet ist und Alkohol oder auch andere Formen der Sucht eine ideale Plattform bietet (vgl. Haase/Stöver, 2009, S.131). Dieses Verhalten ergibt „(...) Sinn (...), um verborgene, verschüttete und verloren geglaubte Anteile (wieder) erfahren und ausleben zu können: Der Anzugträger, der alkoholisiert im Fußballstadion wüste Beschimpfungen (...) ausstößt, aber später bei der Freundin den Latin Lover gibt. Kollektiver Tor-Jubel, bei dem sich wildfremde Männer in die Arme fallen und küssen (...) ohne Angst vor Homosexualität (...)“ (Haase/Stöver, 2009, S.131). Sehr viele positive Erfahrungen des Mannes werden mit erlebten Rauschzuständen in Verbindung gebracht. Die Taten werden heroisiert und der Mann zum Helden seiner Vergangenheit. In der Jugendzeit wird zudem noch die illegale Beschaffung des Alkohols als Herausforderung, die es zu bewältigen gilt, empfunden. Infolgedessen werden drohende Konsequenzen in Kauf genommen und als

zusätzlicher Rausch bzw. „Kick“ erlebt. Andreas Haase und Heino Stöver (vgl. 2009, S.131 ff) fassen dieses Verhalten wie folgt zusammen:

Im Laufe der Biographie, von jung bis alt, erfüllt der Drogenkonsum im Prozess der Konstruktion von Männlichkeiten verschiedene Funktionen. Der Konsum psychotroper Substanzen, ob gelegentlich oder dauerhaft, moderat oder exzessiv, allein oder in Gruppen scheint für viele Jungen und Männer ein probates Mittel der Erlebnis- und/oder Gefühlssteigerung. Die Grenzen des Wachbewusstseins werden im Rausch aufgehoben und Erfahrungen im Rauschzustand intensiver (Freude und Leid, Kollektivität, Gefahren) erlebt. (...) Die Steigerung des Zugehörigkeitsgefühls wird durch Gemeinschaftserfahrungen möglich.

Diese abschließende Aussage verdeutlicht wie stark Alkoholkonsum in der männlichen Sozialisation und in unserer Kultur verankert ist. Alkoholkonsum nimmt innerhalb der Geschlechter Ordnung unterschiedliche Funktionen ein, die kulturell in unserer Gesellschaft eingebettet sind.

### **3. Sucht als Bewältigungsstrategie**

Im folgenden Kapitel wird darauf eingegangen wie Männer Sucht als Bewältigungsstrategie nutzen. Sucht wird definiert und die allgemeinen Phasen der Sucht beschrieben. Es werden männliche Trinkmotive beleuchtet und im Verlauf des Kapitels wird Abhängigkeitsverhalten in den Kontext männlicher Bewältigungsstrategien gestellt.

#### **3.1 Definition: Sucht und Abhängigkeitserkrankung**

„Der Konsum von psychoaktiven Stoffen, also von Rauschstoffen, ist in allen Kulturen zu allen Zeiten feststellbar gewesen“ (Tretter, 1998, S.125). Das Phänomen des Rauschkonsums reicht bis zu den antiken Völkern zurück und bekommt von Zeit zu Zeit eine andere Funktion verliehen. Sucht besitzt vielfältige Erscheinungsformen, die legal oder illegal, substanzgebunden oder verhaltensorientiert, somatisch und/oder psychisch wirkend auftreten können, vor allem der fließende Übergang von sozialem, anerkanntem Konsum über Missbrauch bis hin zum pathologischen Gebrauch (vgl. Northoff, 2013, S. 272).

Zunächst fällt das lustvolle Streben („Suchen“) nach den Inhalten des Verhaltens (...) auf. Bei stärkerer Bindung an dieses Verhalten lässt sich ein krankhaftes, aber oft unerkanntes *Leiden* („Siechen“) an diesem *abnorm geprägten Verhalten* erkennen. Dieser Doppelaspekt lässt sich auch durch ein „Nicht-aufhören-können“ vgl. („Kontrollverlust“) und ein „Sich-nicht-enthalten-können“ vgl. („Abstinenzunfähigkeit“) charakterisieren. Es besteht also eine intensive Bindung der Person an dieses Verhalten – es liegt eine Abhängigkeit vor. (Tretter, 1998, S.198)

Es stellt sich die Frage wann der Konsum oder das Verhalten sozial anerkannt ist oder bereits als krankhaft gilt. Der Alkoholkonsum ist in unserer Gesellschaft sozial anerkannt und darf den in unserer Gesellschaft üblichen Konsum nicht überschreiten. Der Alkoholkonsum gilt dann als problematisch, wenn soziale Interaktionen gestört oder Personen durch eigene Aktivitäten in Gefahr gebracht werden (z.B. Alkohol im Straßenverkehr). Infolgedessen setzt ein Stigmatisierungsprozess ein, der die problematisch konsumierende, auffällige Person aus der Gemeinschaft ausgrenzt. Dieser Übergang von sozial anerkanntem und problematischem Konsumverhalten ist fließend und hängt von den jeweiligen Normen der Gesellschaft bzw. Kultur ab (vgl. Schell, S.1995, S.102 ff).

Das ICD-10<sup>9</sup> definiert Suchtverhalten als Abhängigkeitserkrankung „(...) mit dem oft starken, gelegentlich übermächtigen Wunsch entsprechende Substanzen zu konsumieren.“ Es wird weiterhin definiert, dass die/der Abhängige in ihren/seinen ganzen Interaktionen, der Kognition sowie der alltäglichen Lebensplanung auf die Droge ausgerichtet. Dabei wird zwischen physischer und psychischer Abhängigkeit unterschieden. Die körperliche Abhängigkeit bedeutet soviel, dass die Substanz (z.B. Heroin oder Alkohol) so stark in den Stoffwechsel einer Person einbezogen wird, dass eine Gewöhnung an das Rauschmittel geschieht. Infolgedessen muss die Person mehr trinken bzw. konsumieren, um die gleiche Wirkung wie zuvor zu erlangen. Das Phänomen der Toleranzentwicklung geht mit dem körperlichen Bedürfnis der Dosissteigerung zur Regulierung unangenehmer Folgen des Konsums zu verhindern einher. Die psychische Abhängigkeit entsteht parallel zur physischen Abhängigkeit und wird über das

---

<sup>9</sup> Abkürzung: International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (dt. Internationales, statistisches Klassifikationssystem der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme)

unbezwingbare Verlangen nach der Substanz definiert. Dieses Verhalten geht mit dem Verlangen nach dem erlebten Hochgefühl einher. Vor allem das Gefühl während des Rausches alle Sorgen vergessen zu können und dadurch in ein inneres Gleichgewicht zu gelangen ist für die meisten Konsumenten Grund für die Wiederholung des Konsums. Dabei hat das ICD-10 sechs Kriterien zur Bestimmung einer Abhängigkeitserkrankung aufgestellt:

1. Starkes Verlangen, Wunsch, Zwang die Substanz zu konsumieren
2. mangelnde Kontrolle bzgl. Beginn, Beendigung und Menge
3. körperliches Entzugssyndrom nach Beendigung des Konsums
4. Vernachlässigung sozialer Aktivitäten zugunsten des Konsums
5. Toleranzentwicklung
6. anhaltender Konsum trotz auftauchender Folgen (z.B. Leberschädigung)

Innerhalb von einem Jahr müssen drei dieser Kriterien zutreffen (vgl. Northoff, 2013, S.273 ff).

### **3.1.1 Phasen der Sucht**

„Sucht kann die Folge von Schlüsselerlebnissen sein (...), (m)eist ist die Sucht jedoch die Folge eines längeren Prozesses, in dem defizitäre Entwicklungen nicht rechtzeitig aufgefangen werden“ (Northoff, 2013, S.278). Im folgenden Phasenmodell soll der Suchtverlauf vereinfacht dargestellt werden.

Im ersten Stadium der Sucht wird von der Probierphase gesprochen. In dieser Phase kommt das Individuum zum ersten Mal mit Alkohol oder illegalen Drogen in Kontakt. Oftmals wird Alkohol und/oder Nikotin zuerst konsumiert. Cannabisprodukte wie Marihuana oder Haschisch können ebenfalls am Anfang stehen. Der Probierkonsum bedeutet nicht, dass sofort eine Abhängigkeit vorliegt. Vor allem Jugendliche suchen durch den Konsum innerhalb einer Peer Group ein kollektives Gefühl. Folglich kann es zu sozialem Druck kommen. Neugier und die

Suche nach dem Rausch oder einer Bewusstseinsweiterung können ebenfalls Gründe für einen Probierkonsum sein (vgl. Northof, 2013, S.178).

In der zweiten Phase ist nicht mehr nur das Probieren ausschlaggebend, sondern das gezielte Konsumieren der Substanz zur Verstärkung von Gefühls- und Sinneswahrnehmungen. Eine Regelmäßigkeit des Konsums setzt ein. Innerhalb einer Peer-Group kann es zu einem Wir-Gefühl kommen und somit wird der Konsum zu einer kollektiven Praxis. Das Rauschmittel gibt dem Individuum ebenfalls ein gutes Gefühl von Harmonie, Entspannung, Angstfreiheit bis hin zum gesteigerten Selbstwertgefühl. Dieser Zustand hält nicht lange an und die Person steht erneut vor den gleichen, ungelösten Konflikten und Problemen. Es kommt zur Konfliktvermeidung, Selbstüberschätzung und Antriebslosigkeit, die weitere Probleme generieren (vgl. Northof, 2013, S.178 ff).

Die dritte Phase, oder auch das Gewöhnungsstadium, ist dadurch geprägt, dass der Konsument die Dosis steigern muss, um die typische Wirkung zu erreichen. Vor allem gesundheitliche, physische sowie psychische, Schäden wie z.B. niedrige Frustrationstoleranz, Vernachlässigung der eigenen Körperpflege, erhöhte Reizbarkeit, instabile Stimmungslagen oder Entzugserscheinungen tauchen auf (vgl. Northof, 2013, S.179).

Die vierte Phase ist davon geprägt, dass die Suche nach dem Rausch mit dem Abstellen von Entzugserscheinungen durch den Konsum ausgetauscht wird. Das Denken und Handeln dreht sich nur noch um das jeweilige Rauschmittel. Innerliche Fragen, wie z.B. „Wann kann ich das nächste Mal trinken?“, „Wo bekomme ich in den nächsten Minuten Alkohol her?“ „Hat mich jemand im Büro trinken sehen?“ etc., plagen den eigenen Verstand und die Erfüllung dieser Fragen wird zur Hauptaufgabe des Alltags. Der Mensch ist im Suchtstadium angekommen und erhebliche soziale, gesundheitliche und strukturelle Folgen zeichnen das eigene Leben (z.B. Abbruch von sozialen Beziehungen, Arbeitsplatzverlust, organische Schäden) (vgl. Northof, 2013, S.179).

Im letzten und fünften Stadium (Abbauphase) wird exzessiv konsumiert, um die Entzugerscheinungen zu vermeiden. Der körperliche, geistige und psychische Verfall schreitet voran, so dass der/die Konsument\_in sich bald nicht mehr selbst helfen kann und zusammenbricht (vgl. Northof, 2013, S.179).

### **3.2 Trinkmotive**

Alkoholkonsum ist ein etablierter Bestandteil der Lebensführung unserer Gesellschaft. Im zweiten Kapitel wurde ausreichend erläutert wie Alkohol kultiviert und geschlechtlich geprägt wurde. Dementsprechend existieren zahlreiche, individuelle Gründe Alkohol zu konsumieren, trotz der Aufklärung über gesundheitliche Schäden und Folgen des Konsums. Folglich muss eine hohe Erwartungshaltung an die Wirkung des Alkohols bestehen, welche die Basis für Trinkmotive bildet (vgl. Schell, 1995, S. 106). Im Vordergrund stehen Motive wie der Abbau von Hemmungen, Steigerung des Selbstwertgefühls, Förderung von Unabhängigkeitsgefühlen und vor allem die Verstärkung des momentanen Gefühlszustandes. Diese vorerst positiv empfundenen, situativen Verbesserungen der eigenen Persönlichkeit sind allgemeine Gründe für den Konsum von psychoaktiven Substanzen (vgl. Northoff, 2013, S.296). In besonderen Anlässen hat der Konsum einen Belohnungscharakter, bei anderen löst es Ängste, Langeweile und bei einer Abhängigkeit (vgl. 3.1) hilft es auch kurzfristig die Entzugerscheinungen zu vermindern. Das Verhaltensrepertoire wird somit erweitert und setzt vordergründlich positive Reize. Erst später treten negative Folgen des Konsums in Erscheinung, wie z.B. „der Kater“, Übelkeit und weit später auch soziale Sanktionen bei übermäßigem Konsum. Die positive Wirkung des Alkohols bleibt im Gedächtnis und verstärkt sich mit der Zeit, so dass die negativen Reize beinah ausgeblendet werden. Infolgedessen besteht die Gefahr, dass Trinkmotive verinnerlicht werden. Kognitiv-behaviorale Erklärungsansätze gehen von vier verschiedenen Faktoren aus, die das Trinkverhalten beeinflussen können:

1. Risikosituationen und damit verbundene Hilflosigkeit
2. Kompetenzüberzeugungen
3. Erwartungen an die Wirkung von Alkohol und
4. kulturelle, soziale Bedingungen (z.B. soziales Trinken, Trinkdruck innerhalb einer Gruppe)

(vgl. Schell, 1995, S. 107 ff.)

Es zeigt sich auch, dass gerade Belastungen einen Risikofaktor für Alkoholkonsum darstellen, der umso wirksamer ist, wenn die eigenen Bewältigungsressourcen (...) als gering eingeschätzt werden. (...) Wesentliches Merkmal des Alkohols ist also sein Rauschmittelcharakter: Neben der Geschmackskomponente hat Alkohol für den Trinkenden auch die Funktion, Entlastung und Narkotisierung zu erzeugen, die gegenüber Angst- und Schuldgefühlen abstumpft und zugleich ermöglicht, unterdrückte Strebungen auszuleben (Schell, 1998, S. 108/109).

Dabei ist ihr Trinkmotiv den meisten Menschen nicht bewusst und wird durch den sozial erwünschten bzw. akzeptierten Charakter des Alkoholskonsums maskiert (vgl. Schell, 1998, S.109).

Im Kapitel 2.3.1 wurde auf männliche Initiationsriten eingegangen und welchen Einfluss der rituelle Konsum von Alkohol auf das Trinkverhalten hat. Dieses Trinkverhalten kennzeichnet eine der drei sozialen Grundhaltungen zum Alkoholkonsum. Ein ritueller Konsum hat einen zeremonialen Charakter, aber steht gleichzeitig unter strenger sozialer Kontrolle und dem Alkohol wird eine Symbolkraft zugeschrieben, die beinahe heilig wirkt. Eine weitere Grundhaltung ist der sozial fröhliche Konsum innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens. Es wird weniger sozial kontrolliert und es bedarf keiner strengen Zeremonie des Konsums. Trinksitten spielen hierbei eine Rolle, die nicht festgeschrieben sind und viel mehr unausgesprochen in der Gesellschaft existieren sowie sozialisiert werden. Die dritte Grundhaltung ist eher ein individueller Nutz- und Wirkungskonsum, wie es bereits vorangehend beschrieben wurde. Diese Grundhaltungen sind von soziokulturellen Einflüssen geprägt, so dass die Sozialisation einen signifikanten Einfluss auf die internalisierten Trinkmotive hat. Die ersten Trinkerfahrungen ist das Trinkverhalten innerhalb der Familie. Die Akzeptanz von starken

Alkoholkonsums oder der rituellen Gedanke von Konsum (z.B. Feierabendbier, Sekt zum Anstoßen von Feierlichkeiten) haben einen Einfluss auf das spätere Trinkverhalten des Kindes. Die Einstellungen, Gewohnheiten und Nutzung des Alkohols der Eltern korreliert mit der eigenen Einstellung zum Alkoholkonsum. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Beziehung zu Gleichaltrigen, wie es bereits im Kapitel 2.3.1 erwähnt wurde (vgl. Feuerlein, 1999, S. 41 ff).

### **3.2.1 typisch männliche Trinkmotive**

In Folge des vorangegangenen Kapitels wird an dieser Stelle spezifisch auf männliche Trinkmotive eingegangen. Ansatzweise wurden bereits Funktionen und Motive des Alkoholkonsums angesprochen und werden hier noch einmal ausführlicher beleuchtet.

Männlicher Alkoholkonsum ist eng mit einer gesellschaftlichen, traditionellen Rollenerwartung verbunden, die im Inneren des Mannes erheblichen Erwartungsdruck generiert. Folglich geht dieser Druck mit den an sich selbst gestellten Imperativen einher, die dazu führen, dass Männer zu Alkohol als Linderungsmittel greifen (vgl. Kapitel 2.3.2, S. 48). Männer versuchen durch das Trinken ihre Emotionen zu regulieren sowie mit dem Macht- und Konkurrenzdenken der Männerwelt fertig zu werden (vgl. Vossnagen, 1996, S. 90).

Wenn man Suchtverhalten als einen Bewältigungsversuch versteht, der zunächst geschieht, um dadurch besser mit Lebensproblemen zurechtzukommen, so fällt auf, dass Männer (...) im allgemeinen über ineffektivere Bewältigungsmöglichkeiten verfügen und einen stärker von Vermeidung und Ausblendung geprägten Stil der Problemverarbeitung zeigen (vgl. Vossnagen, 1996, S.90/91).

Diese Aussage bestätigt das Motiv der Selbstmedikation durch Alkoholkonsum. Beispielhaft zeigte sich diese Tatsache ebenfalls im Fall von Herrn B., der durch die eintretende Arbeitslosigkeit mehr zu trinken begann und sich von seiner Familie isolierte. Vor allem die internalisierte Rollenerwartung an die eigene Männlichkeit, die durch den konservativen Vater geprägt wurde, konnte nicht

mehr erfüllt werden. Ohnmacht und erlebte Unfähigkeit als Mann traten in seine Innenwelt und der Versuch der Selbstregulierung durch Alkohol wurde als Bewältigungsstrategie benutzt. Hinzu kamen die Vergleiche der Mutter, die Herrn B. immer wieder in den Zusammenhang mit dem eigenen Vater und seiner traditionellen Rollenerfüllung stellten. Außerdem herrschte in seiner Familie bereits eine anerkannte Trinkkultur, so dass auch dieser Faktor dazu beitrug, das Trinken als männlicher Rollenbestandteil anzusehen und als Lösung vorzuziehen (vgl. Anhang: 2.1 bis 2.2., S. 105 ff). Dieses Trinkverhalten bzw. –motiv kann mit der Macht-Ohnmacht-Alkoholthese erklärt werden, die besagt, dass „(...) Alkohol insbesondere von Männern funktional als ‚Machtproduzent‘ eingesetzt wird, welcher das subjektive Leistungsgefühl steigert und bei der Bewältigung von emotionaler Spannung - von Ohnmachtsgefühlen - hilft“ (Klingemann, 2009, S.63). Demnach wird erlebte Hilflosigkeit vom Mann nach Außen abgespaltet. Die Mechanik der Externalisierung (vgl. Kapitel 1.3.3) tritt als Bewältigungsstrategie in Kraft und die erlebte Ohnmacht bzw. Schwäche wird externalisiert - im Fall von Herrn B. durch den Konsum von Alkohol. Dadurch wird der Rollendruck in einer männlichen Erwerbswelt und Gesellschaft zu einem verdeckten Trinkmotiv des Mannes. Das Tabu der Schwäche im *starken Geschlecht* ist weiterhin noch stark verbreitet und lässt somit keinen Raum für die erlebte Hilflosigkeit oder Ohnmacht im Mann. Hinzukommend ist die Erwartung des „Funktionieren-müssen“, welche die fragile Innenwelt des Mannes bei einer eintretenden Krise (z.B. Arbeitslosigkeit) zerrütten kann. Probleme und Gefühle werden rationalisiert und versachlicht, so dass sie nach Außen gedrängt werden (vgl. Böhnisch, 2013, S.230 ff). Besonders exzessiv trinkende Männer haben das Bedürfnis nach Macht und Kontrolle über das eigene Geschehen, so dass im Umkehrschluss ein innerer Zweifel an der eigenen Effektivität besteht, der durch das Trinken reguliert werden soll. Vor allem das Vermeiden und Kontrollieren der eigenen Gefühlswelt spielt eine wichtige Rolle, so dass durch Alkohol emotionale Belastungen „weggetrunken“ werden sollen (vgl. Vossnagen, 1996, S.92 ff). „Das Gefühle-zurückhalten-Müssen, der mangelnde Selbstbezug und der Zwang, sich und andere unter Kontrolle haben zu müssen, führt oft dazu, dass Männer eigenartig stumm sich selbst gegenüber sind“ (Böhnisch, 2013, S.233). Diese

Stummheit zeichnet sich nicht dadurch aus, dass Männer nicht reden, sondern sich nicht Preis geben möchten. Über sich selbst und die eigenen Emotionen zu reden würde angreifbar machen. Das „Sich-Öffnen“ wird auf Frauen abgespaltet und als typisch weibliche Eigenschaft tituliert. Somit führt das Sprechen über Emotionen zu erlebter Hilflosigkeit und Angreifbarkeit, was den Mann zur Stummheit nach innen sowie nach außen treibt. Diese Stummheit kann ebenfalls ein weiteres Trinkmotiv sein, da durch das Trinken Hilflosigkeit abgespalten wird und es dem ein oder anderen Mann plötzlich gelingt über seine Gefühle zu sprechen (vgl. Böhnisch, 2013, S.234).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass vor allem die traditionelle Rollenerwartung zu unterschiedlichen Trinkmotive und Rollendruck führt, sei es das Abspalten von Hilflosigkeit, das Sprechen über die eigene Gefühlswelt oder die Bewahrung der Kontrolle.

### **3.3 Abhängigkeit und Konfliktbewältigung**

Im vorangegangenen Kapiteln wurden bereits grundlegende, männliche Bewältigungsstrategien dargestellt und später durch die Erläuterungen von männlichen Trinkmotiven ergänzt. Im folgenden Abschnitt werden Bewältigungsstrategien in den Kontext von Abhängigkeit gestellt und geschlechtsspezifisch differenziert.

#### **3.3.1 Definition: Konflikt**

Konflikte entstehen überall wo Menschen zusammenleben, dabei gibt es Zeiten, in denen das Zusammenleben harmonisch verläuft und Zeiten, in denen es Differenzen untereinander gibt. Außerdem ist unser Leben voll von Bedürfnissen, die in ihrer Unterschiedlichkeit Konflikte produzieren können. Heutzutage werden nicht mehr mit Gehorsamkeit Konflikte gelöst, sondern eher durch das eigene Moralverständnis. Vor allem Sozialpädagog\_innen, Lehrende, Juristen\_innen

sowie die Polizei arbeiten täglich mit Menschen in Konflikten und Streitigkeiten, die von unterschiedlicher Natur sein können (vgl. Northoff, 2013, S. 132). „Von Konflikt spricht man, wenn sich innere Bedürfnisse oder Interessen von Einzelnen oder von Gruppen überschneiden und die Unvereinbarkeit der Handlungspläne zu einer Spannungssituation führt“ (Northoff, 2013, S. 132). Menschen sind in ihren Bedürfnissen, Wünschen, Vorstellungen und Erleben unterschiedlich, so dass es in der Interaktion nicht immer zur einer Übereinstimmung untereinander kommen kann. Demzufolge sind die menschliche Individualität und das Zusammenleben von Konflikten geprägt, die prinzipiell als etwas *Normales* erscheinen. Vor allem sind Konflikte ein Motor für Veränderungen und haben den positiven Effekt, dass sich Menschen an veränderte Lebensbedingungen stetig anpassen müssen, so dass aktuelle Probleme erleichtert werden. Folglich ist der Konflikt an sich nicht die Ursache für abweichendes Verhalten (z.B. Gewalt, Straftaten, Sucht etc.), sondern viel mehr der Weg wie Konflikte gelöst werden. Ein weiterer Nachteil ist, dass Konflikte oftmals eine effektive Zusammenarbeit stören, so dass sie eskalieren. Außerdem werden Konflikte in der harmonischen Ordnung der menschlichen Bedürfnisse als unangenehm empfunden. Konflikte können zwischen mehreren Personen und im Inneren des Menschen entstehen. Es wird in interpersonelle und interne Konflikte unterteilt. Bei interpersonellen Konflikten entstehen aufgrund von unterschiedlichen Interessen und Erleben zwischen Gruppen, einzelner Personen und/oder der Gesellschaft Meinungsverschiedenheiten. Es kann soweit gehen, dass der Konflikt nicht mehr verbal ausgetragen wird, sondern durch körperliche oder kriegerische Handlungen. Es wird von Verteilungs- und Beurteilungskonflikten gesprochen. Bei Ersterem sind Konflikte gemeint, die durch unterschiedliche Verteilung von Ressourcen entstehen. Bei der zweiten Form entstehen Konflikte durch unterschiedliche Bewertung von Sachlagen. Interne Konflikte entstehen im Inneren eines Individuums, wenn sich bestimmte Bedürfnisse, Gefühle oder Motivationen gegenseitig im Weg stehen. Egal wie Konflikte entstehen, sie verlangen nach einer Lösung bzw. Bewältigung zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes. Es wird von Bewältigungsstrategien gesprochen (vgl. Northoff, 2013, S. 133 ff).

### 3.3.2. Wahl und Ausführung von Bewältigungsstrategien

Konflikte werden demnach zur Belastung und Beanspruchung des eigenen, innerlichen Gleichgewichts. Viele Faktoren spielen dabei eine Rolle wie z.B. das eigene Erleben des Konfliktes, der Einfluss der Umwelt, eigene Ressourcen und der Grad der empfundenen Belastung sowie die eigenen, erlernten Möglichkeiten den Konflikt zu lösen. Belastung kann demnach als „(...) Summe aller problemlösenden Anstrengungen einer Person, die sich in einer für sie bedeutsamen, aber ihre Anpassungsressourcen übersteigenden Situation befindet“ (Schell, 1998, S. 74). Im Allgemeinen wird in solchen Situationen von Stress gesprochen, den es zu bewältigen gilt. Die innerpsychische Dynamik von Stress wird solange vom Individuum durchlebt bis sie vollkommen bewältigt ist (vgl. Kapsa et al., 2009, S.77). Dabei ist zu unterscheiden wie gravierend der Konflikt ist und ob er längerfristige Auswirkungen haben wird. Das Gewicht des Konfliktes ist somit entscheidend für eine Belastung- und Stressempfinden (vgl. Northoff, 2013, S.139). Demnach treten Reize auf, die der Mensch bewerten muss und als irrelevant, förderlich oder belastend einordnet. Stressreiche Ereignisse bzw. Reize werden als Konflikt bewertet und lösen einen Bewältigungsprozess aus. Die kognitive Bewertung des Konfliktes ist der erste Schritt zur Bewältigung. Im zweiten Schritt folgt die Stressbewältigung (auch Coping genannt) (vgl. Kapsa et al., 2009, S.77).

Dies beschreibt Handlungen, die sich unter problematischen und neuartigen Bedingungen vollziehen. Sie haben die Aufgabe den Einfluss schädigender Umweltbedingungen zu reduzieren, die Aussicht auf Erholung zu verbessern, negative Ereignisse zu tolerieren bzw. den Organismus an diese anzupassen und ein positives Selbstbild der Person aufrechtzuerhalten. (Kapsa et al., 2009, S.77/78)

Es wird von zwei Arten des Coping gesprochen, einerseits von emotionsbezogener und andererseits von problembezogener Bewältigung. Unter emotionsbezogenem Coping werden Anstrengungen verstanden, die Emotionsregulierungen vorsieht, um die Belastungssymptome zu lindern. Problembezogene Coping-Strategien wenden sich direkt den Ursachen zu, von denen Gefahr, Bedrohung oder ein Problem ausgeht. Das Bewältigungsverhalten

richtet sich auf die Lösung des Konfliktes. Nach der Bewältigung werden die Erlebnisse und die problematisch erlebten Reize Neubewertet, werden diese Reize wieder als bedrohlich eingestuft, so tritt erneut ein Bewältigungsprozess ein (vgl. Kapsa et al., 2009, S.78). Es muss ein ausgewogenes Verhältnis zwischen problembezogener und emotionsbezogener Belastung existieren, um Stagnation und Veränderungen nicht zu blockieren und somit den Bewältigungsprozess auszubremsen. Formen der Bewältigungen können unter anderem Informationssuche, direkte Handlungen (z.B. Alkoholkonsum), Aktionshemmungen und intrapsychische Prozesse (z.B. Neubewertungen, Formen der Aufmerksamkeitsablenkung, Instruktionen sich selbst stellen) sein. Diese Reaktionen beziehen sich entweder auf die Person selbst oder die Umwelt. Dabei kann der Bewältigungsprozess nach einem aufgetretenen oder zu erwartenden Konflikt einsetzen (vgl. Schell, 1998, S.74). „Die Auswahl der Bewältigungsstrategien hängt jedoch (...) nicht von den Merkmalen des Stressors ab, sondern auch von der Verfügbarkeit von Bewältigungsressourcen (...)“ (Schell, 1998, S.76). Vor allem die Wahrscheinlichkeit Alkohol als Konfliktlösung zu konsumieren hängt von der Verfügbarkeit von Alkohol ab sowie im Umkehrschluss ein Mangel an anderen Bewältigungsstrategien (vgl. Schell, 1998, S.76).

### **3.3.3 Suchtmittelkonsum als Konfliktbewältigung**

Ein wichtiger Aspekt für die Bewältigung von Konflikten sind entwicklungsdynamische Ereignisse, die im Leben eines Menschen auftreten und einen innerpsychischen Zwiespalt verursachen können. Während der Sozialisation des Menschen entstehen Lebensanforderungen und –ereignisse, die es zu bewältigen gilt. Diese normativen Ereignisse werden von unserer Kultur erwartet und sind für die meisten Menschen bedeutsam und festgelegt. Diese anfallenden Aufgaben sind i.d.R. für die jeweiligen Lebensphasen charakteristisch, klar und absehbar, beispielhaft sind Entwicklungsschritte wie z.B. der Übergang von Schule in das Berufsleben oder die Pubertät (vgl. Themann, 2008, S.42). „Die mit bestimmten Lebensereignissen verbundenen Handlungsanforderungen

implizieren, dass es eine kulturell definierte Struktur emotionaler, sprachlicher, kognitiver, moralischer und sozialer Kompetenzen für den angemessenen Umgang mit eben diesen gibt“ (Themann, 2008, S.42). Diese Anforderungen unterscheiden sich von individuellen Ausnahmesituationen, die von kritischem Ausmaß sein können, z.B. Suizid eines Familienmitgliedes, Erkrankungen, Scheidungen etc. (vgl. Themann, 2008, S.43). Vor allem finden sich die Anfänge von problematischem Substanzkonsum in den Jahren der Adoleszenz. Aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive besitzt der Alkohol oder der Gebrauch von Nikotin sowie anderer Drogen die Funktion als Strategie, um Entwicklungsziele zu erreichen. Der Aufbau von Beziehungen, die Distanzierungen von den Eltern und der Aufbau eines eigenen Wertesystems stehen während der Adoleszenz im Vordergrund (vgl. Stevens/Rist, 2012, S.21). Diese Situationen und Lebensereignisse führen zu Stressempfinden und innerpsychischen Spannungen, die sich durch die Einnahme von Alkohol und illegalen Drogen kurzzeitig mindern lassen. Infolgedessen ist der Konsum als Bewältigung gelungen. Diese Bewältigungsstrategie verstärkt sich durch das positive Erlebnis der Spannungsminderungen und läuft Gefahr wiederholt zu werden. Dieses Verhalten kann eintreten, wenn keine weiteren Bewältigungsressourcen zur Verfügung stehen, aber die Substanz verfügbar ist. Wenn der Stress bzw. die Qualität der Belastung so stark ist, kann es passieren, dass sogar eine gefestigte Persönlichkeit stagniert und Alkohol als Spannungsregulierung nutzt (vgl. Schell, 1998, S.122).

Von Bedeutung ist dabei, dass süchtiges Verhalten wie jedes andere Verhalten erlernt wird, d.h., die Wahl zu konsumieren ist eine von verschiedenen Verhaltensoptionen des Individuums. Die Wiederholung eines Konsumverhaltens ist nur dann wahrscheinlich, wenn sich der Konsum in bestimmten Situationen positiver auf das Befinden auswirkt als alternative Verhaltensoptionen. (Stevens/Rist, 2012, S.21)

Ist der Konsum als Bewältigungsverhalten einmal erlernt und als positiv eingeschätzt worden, greift das Individuum auf dieses Verhalten zurück. Vor allem wenn Substanzen, wie Alkohol oder Nikotin, einfach verfügbar sind wird dieser Weg der Bewältigung gewählt. Wie bereits im vorherigen Kapitel erwähnt, tauchen negative Wirkungen erst später auf und somit wird die positive

Wahrnehmung des Konsums verstärkt. Der Bewältigungserfolg durch den Substanzmissbrauch wird jedoch immer unwahrscheinlicher und die Spannungen dadurch größer bis sie unerträglich werden. Der Konsum wird fortgesetzt, um das einfallende System zu stabilisieren, so dass es zu einem längerfristigen Konsum kommt (vgl. Schell, 1998, S.123).

Abschließend ist zu erwähnen, dass Suchtentwicklung eine komplexe Struktur besitzt und multifaktorielle Ursachen hat. Vor allem spielen das Individuum, der Nahbereich, die Gesellschaft und die Droge an sich eine signifikante Rolle. Von Bedeutung für die individuelle Ebene ist die Unfähigkeit mit Konflikten umzugehen oder Konflikte mit Flucht zu lindern. Eine stetige Suche nach sich selbst verbunden mit einem negativen Selbstbild kann zu Spannungen führen. Vor allem Jugendliche versuchen Langeweile zu regulieren oder möchten den Versuch einer Bewusstseinsveränderung wagen. Im sozialen Nahbereich sind Faktoren, wie gestörte familiäre Situationen, fehlendes Urvertrauen, Schul- und Leistungsstress, Erziehungsstil der Eltern, soziale und psychische Abkapselungen oder Cliques suchtbegünstigend. Die Gesellschaft fördert Suchverhalten durch defizitäre Ressourcenbereitstellung (z.B. wenig Ausbildungsplätze, positive Leitbilder, Wohnraum etc.) als Bewältigungsstrategie. Schlussendlich spielt die Verfügbarkeit und Zusammensetzung der Substanz eine wichtige Rolle. Diese vier Faktoren können Abhängigkeiten begünstigen und produzieren. Ihre Wechselwirkungen sind bedeutsam für die Entstehung von Suchtverhalten (vgl. Northoff, 2013, S.284).

### **3.4 Männlichkeit und Bewältigung im Kontext von Suchtmittelkonsum**

Männliche Bewältigungsstrategien wurden bereits erläutert und sollen nun in den Kontext von Suchtmittelkonsum gestellt werden.

Wenn schwerwiegende Lebensereignisse auftreten leitet unsere Psyche ein Umstellungsprozess ein, bei dem Wut, Verstimmungen, Energielosigkeit und

mangelnde Konzentration Symptome sind. Ein Verlust, wie das Scheitern eines beruflichen Projektes, die Trennung von einer Freundin/Freund oder die Konfrontation mit der eigenen Identität, führt zu einer Bewältigungsreaktion (vgl. Guggenbühl, 2013, S.35). Die meisten Männer, die solch eine Ohnmacht erleben, verfügen über ein fragiles Bewältigungsmodell, so dass die Balance schnell durcheinander gebracht werden kann. Es kommt zu einem *Umwegeverhalten* (vgl. Böhnisch, 2013, S.229). Das Verbalisieren der eigenen Gefühle und Ängste würde Erleichterung bringen, aber auch das Offenbaren von vermeintlicher „Schwäche“ bedeuten. Aus diesem Grund nutzen viele Männer empathische Hilfestellungen nicht und wählen andere Bewältigungsstrategien (vgl. Guggenbühl, 2013, S.36). Der Mann zieht die Außenwelt vor, da sie ihm hilft seine Innenwelt übersichtlich zu halten und er sich in der Außenwelt wohlfühlt. Vor allem die bereits angesprochene Verschließung der männlichen Innenwelt ist eine Hürde für einen Bewältigungsprozess, der darauf abzielt über das Erlebte zu sprechen und Gefühle zu verbalisieren (vgl. Böhnisch, 2013, 230). Demnach tritt der Mann nach außen und es kommt zu einer exzessiven Abreaktion der Gefühlszustände. Dies kann ein ausschweifendes Sexualleben, Sucht oder eine andere Tätigkeit sein, um die Missstimmungen aus dem Körper nach außen hin zu verbannen. Der Schmerz und Stress wird turbulent abreagiert. Dies kann auch zur Gewalt gegen andere oder zur Zerstörung von Gegenständen führen. Die erlebte Belastung und die empfundene Missstimmung wird rationalisiert und nach außen auf jemand anderen projiziert, so dass die Belastung erträglicher wird (vgl. Guggenbühl, 2013, S.36). Ein weiteres Bewältigungsprinzip ist die männliche Stummheit (vgl. 3.2.1), die dazu führt Hilflosigkeit abzuspalten. Demnach lautet das männliche Credo: „Männer funktionieren und verstehen sich auch ohne Worte“ (Böhnisch, 2013, S.234). Mann gibt vor, dass er alles unter Kontrolle hat und hält somit die traditionelle Rolle des kontrollierten, starken Mann aufrecht. Diese Rolle wird zur Fassade, die wie eine Mauer errichtet wird und den Mann gegenüber seiner inneren, misslichen Lage, die nach einer Lösung verlangt, verstummen lässt. Umgangssprachlich werden die Emotionen in sich hinein gefressen, so dass innere Spannungen während einer Belastung mit einer anderen Tätigkeit kompensiert werden. Diese Tätigkeiten können von positiver Natur sein wie Sport treiben aber auch, wenn

entsprechende Risikofaktoren existieren, zu exzessiven Suchtmittelkonsum führen (vgl. Guggenbühl, 2013, S.38).

Drogen spielen in männlichen Lebenskonzepten eine herausragende Rolle als Demonstrationsmittel von Stärke, als Anti-Stressmittel, als Symbol von Grenzüberschreitung und Gefährlichkeitssuche, als Kommunikations- oder Rückzugsmittel oder als soziales Schmiermittel überhaupt. (...) Der Konsum psychotrober Substanzen, ob gelegentlich oder dauerhaft, moderat oder exzessiv, scheint für viele Jungen und (junge) Männer ein probates Mittel grundsätzliche Probleme wie Sprachlosigkeit, Ohnmacht, Isolation, Bedeutungsverlust, Armut oder Identitätskrise für einige Zeit zu lösen. Auf Dauer genommen verschärfen sich jedoch viele Probleme (...). (Stöver/Jacob, 2009, S.9)

Diese Aussage fasst noch einmal zusammen, welche Funktion der Konsum von psychotropen Substanzen während der männlichen Adoleszenz hat. Es wurde bereits ausführlich in den vorangegangenen Kapiteln auf das Zusammenspiel von Emotionalität, Konsum und Männlichkeitskonstruktion im Zusammenhang mit Bewältigungsverhalten eingegangen. Diese Faktoren haben einen signifikanten Einfluss auf die Entwicklung von Alkoholabhängigkeit, die durch unseren kulturellen, anerkannten Alkoholkonsum und die enge Verknüpfung mit Männlichkeit gefördert wird. Heino Stöver und Jutta Jacob bestätigen mit ihrer Aussage die Annahme, dass das traditionelle Rollenbild des Mannes Suchtmittelkonsum begünstigt, da die männliche Identität zerbrechlich scheint und das traditionelle Bild des allseits starken Mannes nur von wenigen Männern konsequent aufrecht erhalten werden kann.

### **3.4.1 Vater-Sohn-Beziehung als Einflussfaktor auf das Bewältigungsverhalten von Männern**

Im folgenden Abschnitt wird auf die Vater-Sohn-Beziehung als Einflussfaktor auf Konsumverhalten und Männlichkeit eingegangen.

In der heutigen Zeit werden konträre Anforderungen an den Mann gestellt, die sich vermeintlich gegenseitig ausschließen und damit paradox erscheinen. Die traditionelle Rolle verlangt Mut, Stärke und Durchsetzungskraft zu zeigen, aber die moderne Gesellschaft verlangt gleichzeitig Empathie, Konfliktfähigkeit und

soziale Kompetenzen. Das Spannungsfeld wird bereits während der ersten Sozialisationsphasen spürbar. Der heranwachsende Junge sieht sich mit den Erwartungen der Eltern konfrontiert, die von ihm verlangen keine Angst zu zeigen, nicht zimperlich zu sein und nach außen zu gehen. In konträrer Weise dazu wird von den Jungen erwartet, dass sie zu einfühlsamen, sensiblen Männern heranwachsen. Dabei spielt die unzureichende Erziehungsbeteiligung von Vätern für die männliche Identitätsfindung eine bedeutende Rolle (vgl. Hertling, 2009, S.24). „Väter sind die ersten Männermodelle für Mädchen und Jungen, Väter leben vor, welche Rolle ein Mann im Leben eines Mannes und im Leben einer Frau spielen kann oder soll. Väter sind Identifikationsfiguren für Beziehungsverhalten“ (Kagerer, 1996, S.110). Gleichwohl ob der Vater viel oder wenig anwesend ist, hat er einen Einfluss auf unsere ureigene Realitätskonstruktion, die wir in unseren ersten Phasen des Lebens bilden. Väter repräsentieren Verhaltensmodelle und werden zur Gestalt unserer erlernten Werte und Einstellungen. Vor allem für die männliche Identitätskonstruktion ist der Vater als männliches Vorbild wichtig. Durch die direkten Aussagen des Vaters (z.B. „Jungs weinen nicht!“) oder die indirekten Anspielungen durch die Mutter (z.B. „Wenn das der Vater sieht ...“) werden Männlichkeitsvorstellungen bei Mädchen und Jungen konstruiert (Kagerer, 1996, S.110). Der Vater zeigt sich jedoch häufig abwesend, so dass das Konstrukt der Männlichkeit für viele Jungen nur eine wache Phantasie bleibt oder aus den Darstellungen der Mutter gespeist wird. Die Abwesenheit des Vaters kennzeichnet sich nicht nur durch die räumliche Trennung, die durch den Beruf bedingt ist, sondern auch mental, da sich Männer wenig um die Beziehungsarbeit innerhalb der Familie kümmern (vgl. Böhnisch, 2013, S.92). „Erwerbstätige Männer in unserer Gesellschaft werden weiterhin von der Arbeit aufgesogen, als Väter zu Wochenendvätern bestimmt und dem Alltag des Aufwachsens ihrer Kinder entzogen“ (Böhnisch, 2013, S.183). Diese Tatsache beschreibt die Abwesenheit berufstätiger Väter und schürt Konflikte beim Sohn, da er bei der Suche nach einer geschlechtlichen Identität auf sich allein gestellt ist. Eine Mystifizierung der Vaterfigur findet statt und der Vater wird nur selektiv wahrgenommen (z.B. Eventvater, Wochenendvater etc.). Folglich bleiben Vater-Sohn-Rituale sowie väterlichen Unterstützungen, die für

den Sohn im Bezug auf eine moderne Männlichkeitsrolle identitätsstiftend sind, aus. Aufgrund dessen droht die Gefahr, dass der Sohn später die gleichen distanzierten, emotionsarmen Beziehungen zu seinen Kindern übernimmt. Hinzukommt das rigide, situative Erziehungsverhalten der Väter gegenüber ihren Söhnen. Sie stellen hohe Anforderungen an ihre Jungen, die Autonomie verlangen. Väter sind vor allem strenger im Umgang mit ihren Jungen und möchten den Einfluss auf die Erziehung des Sohnes behalten sowie kontrollieren, beispielhaft ist die starke Kontrolle über weiblich konnotierten Spielzeuges, das dem Jungen verwehrt werden muss. Der Junge fühlt sich stets im Konkurrenzkampf und Wettstreit mit seinem Vater, die durch das Verhalten und die gleichzeitige Idealisierung des Vaters zum Vater-Sohn-Konflikt werden. Mit diesem Konflikt wird das Wettbewerbsverhalten des Mannes sozialisiert (vgl. Hertling, 2009, S.29 ff). „Der Sohn muss sich von dem gefühlten Zwang befreien, seinem Vater stets gefallen zu müssen und so die Möglichkeit erlangen eine eigene Identität aufzubauen“ (Hertling, 2009, S.30). Außerdem lernt der Sohn den Vater außersprachlich zu interpretieren und erstellt ein Ideal in seiner Vorstellung, das dem Vater am Ende nicht gleich kommt aber dennoch präsent ist. Vor allem durch die Verwendung als Bestrafungsinstanz durch die Mutter, welche den Vater oftmals als höhere Sanktionsautorität stilisiert (vgl. Hertling, 2009, S.34 ff).

In beiden Fallbeispielen, die in den Anhängen vorzufinden sind und bereits oft als Beispiel herangezogen wurden, finden sich im Zusammenhang mit dem Substanzkonsum ähnliche Konflikte. In Fall A. wurde während des Gesprächsverlaufes deutlich, dass der Klient keine männliche Identitätsrolle besaß. Herr A. beschrieb den Vater als streng, abwesend und jähzornig. Außerdem schien Gewalt als Erziehungsmittel innerhalb der Familie toleriert zu werden. Vor allem die gestörte Vater-Sohn-Bindung schien den Klienten stark zu belasten und erweckte den Eindruck, dass er den Anforderungen seines Vaters gerecht werden wollte. Im Gespräch beschrieb Herr A., dass er Crystal zur Steigerung seiner Leistung konsumiert hatte, um den alltäglichen Anforderungen gerecht zu werden. Im Gegenzug würdigte der Vater nie seine Leistungen und er wurde oft abwertend behandelt. Die Mutter nahm er als Koordinierungspunkt der

Familie war, die durch materielle Güter versuchte die familiären Beziehungen zu kitten und dennoch die Gewalt des Vaters tolerierte. Der Konflikt mit dem Vater und die Enttäuschung gegenüber seiner Mutter ließen ein durch Minderwertigkeit geprägtes Selbstbild im Klienten heranwachsen. Im Beratungszeitraum herrschte sogar „Funkstille“, da der Klient der Familie seine Drogenproblematik offenbart hatte. Die erhoffte Hilfe durch die Familie blieb aus und der Vater brach den Kontakt vollständig ab, da er vom Sohn enttäuscht sei und ihn als „Schande“ empfand. Der Leistungsdruck, das mangelnde Selbstbild und die hohe Erwartungshaltung des Vaters können ausschlaggebende Faktoren für den Substanzmittelkonsum sein. Einerseits wollte er durch die leistungssteigernde Funktion der Drogen den Anforderungen des Vaters gerecht werden und andererseits nutzte er die Droge als Fluchtfunktion (vgl. Anhang: 1. bis 1.3, S.100 ff).

Ein ähnlicher Konflikt zeigte sich im zweiten Fall. Herr B. beschrieb ebenfalls eine schlechte Bindung zu dem Vater und versuchte stets aus den traditionellen Vorstellungen des Vaters zu fliehen. Einzig und allein Fußball schien beide zu verbinden, da beide diesen Sport mochten und sogar gemeinsam im Fernsehen verfolgten. Die Mutterrolle wurde ebenfalls als passiv erlebt und der Vater als dominanten „Herrn“ im Haus - quasi als Oberhaupt der Familie. Es herrschten ein ungelöster Konflikt und ein angespanntes Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Vor allem nach dem Tod des Vaters schien ihn dieser ungelöste Konflikt erneut zu belasten. Hinzu kam die eingetretene Arbeitslosigkeit, die ein herber Verlust seiner männlichen Identität darstellte. Beide Faktoren begünstigten den Alkoholkonsum, der als vorzeitige Linderung und Rückzugsort empfunden wurde. Interessanterweise verlagerte sich dieser Konflikt auf den Schwiegervater, der im gleichen Haus wie der Klient und seiner Frau wohnte (siehe zweites Genogramm von Fall B.). Die Mutter des Klienten verglich ihn oftmals mit dem Vater und nutzt die Vaterfigur als Argumentationsmittel bei Meinungsverschiedenheiten. Die Idolisierung des Vaters währte somit noch nach dem Tod fort und belastete den unausgefochtenen Konflikt zwischen dem Klient und dem Vater (vgl. Anhang: 2. bis 2.3, S.104 ff).

Als Fazit ist zu erwähnen, dass die Vater-Sohn-Beziehung ein wichtiger Faktor im Bezug auf das Bewältigungsverhalten und die Identitätskonstruktion eines Mannes ist. Vor allem an den Fallbeispielen wird deutlich wie stark die Vater-Sohn-Konflikte auf das alltägliche Leben und der inneren Welt des Mannes einwirken. Im ersten Fall wurde deutlich, dass der Konsum der Droge Crystal dazu diente, die eigene Leistung zu steigern, um den Anforderungen des Vaters gerecht zu werden sowie Anerkennung von ihm zu bekommen. Auch im zweiten Fall wurde der Alkoholkonsum, hier auch als traditioneller Bestandteil von Männlichkeit, als Bewältigungsmittel benutzt, um vor dem inneren Konflikt zu flüchten und aushalten zu können. Vor allem die Abwesenheit, die passive Rolle der Mutter und die Glorifizierung des Vaters durch die Mutter wurden als Mangel von beiden Klienten benannt.

#### **4. Gendersensible Suchtarbeit**

Im abschließenden vierten Teil dieser Arbeit werden alle Erkenntnisse aus den vorangegangenen Kapiteln als Ergebnis für eine Qualitätsentwicklung in der Suchtarbeit zusammengetragen. Vordergründig wird auf die Genderkompetenz im Bezug auf männerspezifische Beratung eingegangen, gleichwohl, dass frauenspezifische Suchtarbeit ebenso wichtig ist.

Nach allgemeiner Einschätzung ist die Suchtkranken-/gefährdetenilfe nicht entsprechend auf die Überrepräsentanz männlicher Abhängigkeitsproblematiken vorbereitet. Diskussionen über männerspezifische Hilfsansätze werden in Therapieeinrichtungen, in Publikationen und auf Fachtagungen erst seit einigen Jahren geführt, die Erkenntnis, dass ein solcher Arbeitsansatz zur Qualitätssteigerung, zum größeren Erfolg der Hilfestrategien beitragen kann, hat sich in Deutschland (...) noch nicht ausreichend durchgesetzt. ( Stöver, 2009, S.13)

Damit spricht Heino Stöver die Erforderlichkeit der Genderkompetenz als Qualitätsmerkmal für die Suchtarbeit an. Vor allem wird deutlich, dass die männerspezifische Suchtarbeit bisher wenig in der allgemeinen Debatte zur Qualitätsentwicklung des Suchthilfesystems berücksichtigt wurde (vgl. Stöver, 2009, S.13). Das Thema „Frau und Sucht“ hielt schon seit den Siebziger Jahren

Einzug in den Diskurs über qualitative Suchtkrankenhilfe. Diese engagierte Auseinandersetzung führte zur Sensibilisierung der Suchtarbeit in Bezug auf die Lebenskonstellationen und –umstände von Frauen sowie deren geschlechtsspezifischen Suchtverhalten (vgl. Vosshagen, 2009, S. 1). „Männer besitzen fortgesetzt, gerade im Suchtbereich, kein Geschlecht (gender), zu verstehen im Sinne einer sozialen Konstruktion von Maskulinität“ (Vosshagen, 2009, S. 1). Scheinbar ist die Verknüpfung von Alkoholkonsum und Männlichkeit so eng miteinander verwoben, dass sie selbst für Praktizierende in der Suchthilfe zum Mann-Sein dazu gehört und dadurch keine Erwähnung benötigt (vgl. Vosshagen, 2009, S. 1).

Vor allem aus den Kapiteln eins und zwei kristallisiert sich heraus, dass sich das männliche Suchverhalten von dem weiblichen Suchtverhalten unterscheidet. Folglich müssen beide Geschlechter differenziert betrachtet und die Suchtarbeit auf männliche Lebenskonstellationen und –umstände sensibilisiert werden. Demnach benötigt es eine Erweiterung des Qualitätsmerkmals Gendersensibilität in der Suchtarbeit, die beide Geschlechter gleichermaßen berücksichtigt und mänderspezifische Angebote konzipiert.

#### **4.1 Aufbau des Suchthilfesystems in Deutschland**

Aufgrund dessen, dass suchtkranke/-gefährdete Menschen sehr heterogen sind, bedarf es ein differenziertes Hilfesystem, das die akzeptierende und abstinenzorientierte Suchtarbeit miteinander verknüpft. Menschen mit einem Suchtproblem können aus jedem Milieu kommen und von unterschiedlichem Alter sowie weiblich und männlich sein, so dass die Ursachen für den Konsum von psychoaktiven Substanzen sehr individuell und multifaktoriell bedingt sind. Deutschland besitzt ein soziales und medizinisches Rehabilitationssystem, das Sucht als Krankheit nach dem ICD-10 ansieht und Unterstützungs- und Rehabilitationsmaßnahmen für Betroffene und Angehörige anbietet (vgl. Schay, 2013, S.25 ff). Das Suchthilfesystem wird allgemein in ambulante, stationäre und präventive Maßnahmen unterteilt. Zu den ambulanten Maßnahmen zählen

Suchtberatungs- und Behandlungsstellen, Methadonambulanzen und Substitutionsprogramme, aufsuchende und niedrigschwellige Sozialarbeit, ambulante Therapieangebote und Selbsthilfegruppen (vgl. Northoff, 2013, S.290). Im Bereich der stationären Hilfen wird zwischen sozialer und medizinischer Rehabilitation unterschieden, die jedoch miteinander verzahnt sind. Die soziale Rehabilitation bietet Eingliederungshilfen wie betreutes Wohnen (ambulant und stationär), Übergangseinrichtungen und Leistungen zur Teilhabe (z.B. Schulabschlüsse nachholen, integrative Ausbildungsplätze etc.). Neben der stationären und akuten Entgiftung in Krankenhäusern bieten verschiedene medizinische Einrichtungen Langzeittherapien an. Nach der stationären Therapie werden ambulante Nachsorge und Adaptionseinrichtungen angeboten. Die Adaption findet meistens in stationäre Einrichtungen statt, die den Klienten verhelfen sich an das alltägliche Leben mit Beruf, Freizeit, Geld und Haushalt zugewöhnen (vgl. Schay, 2013, S.25 ff).

Prävention hingegen gestaltet vorbeugend Lebensumstände. Die allgemeine Bevölkerung soll durch gezielte Förderung von seelischer und körperlicher Gesundheit und Aufklärung vor Suchterkrankungen geschützt werden. Es wird in Verhältnis- und Verhaltensprävention unterschieden. Unter der Verhältnisprävention werden alle Maßnahmen gefasst, die von der Politik gesetzlich geregelt sind (z.B. Jugendschutzgesetz, Betäubungsmittelgesetz, Rauchverbot in öffentlichen Einrichtungen etc.). Verhaltensprävention kann in drei Kategorien unterteilt werden: universell, selektiv und indiziert. Universelle Prävention bezeichnet jede Maßnahme, die sich an die Allgemeinheit wendet (z.B. Aufklärung, Förderung der Lebenskompetenz, Motivation und Beratung). Selektive Prävention richtet sich an eine bestimmte Zielgruppe, die ein erhöhtes Erkrankungsrisiko trägt (z.B. Kinder aus suchtbelasteten Familien), wohingegen indizierte Prävention Folgeschäden von bereits eingetretenem Risikoverhalten oder Störungen (z.B. Jugendliche, die wegen einer Alkoholintoxikation ins Krankenhaus eingeliefert werden) verhindern soll (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2011, S.7 ff).

## 4.2 Genderkompetenz als Qualitätskriterium

Die Theorie von *Gender*, *Sex* und *Doing Gender* sowie die soziale Konstruktion von Geschlecht wurden bereits im ersten und zweiten Kapitel definiert und erläutert. Aus der Geschlechter- und Frauenforschung entstand somit der Leitgedanke zum Konzept des Gender Mainstreaming (vgl. Stiegler, 2008, S. 925). „Gender Mainstreaming ist eine geschlechterpolitische Strategie (...) (und) soll geschlechtsspezifische Sichtweisen berücksichtigen und deren Hemmnisse gleichzeitig überwinden“ (Stiegler, 2008, S. 925). Die Kategorie *Gender* ist demnach sozial und politisch gestaltet, aber veränderbar. Das Gender Mainstreaming geht davon aus, dass Handlungsmöglichkeiten von Männern und Frauen gleichermaßen kulturelle, soziale, politische und ökonomische Strukturen beeinflussen können (vgl. Stiegler, 2008, S. 925). Diese Erkenntnis ist wichtig, um die Gleichheit und Differenzen der Geschlechter anzuerkennen und innerhalb einer Organisation sowie angewandter Methoden zu berücksichtigen. In der sozialarbeiterischen sowie in der betriebswirtschaftlichen Praxis benötigt es für die Umsetzung von Gender Mainstreaming Konzepten spezifische Kompetenzen (vgl. Bereswill, 2004, S.59).

Als Genderkompetenz wird das Wissen über das Entstehen und die soziale Konstruktion von Geschlechterrollen und Geschlechterverhältnissen, sowie die Fähigkeit zur Reflexion von (eigenen) Geschlechterrollenbildern bezeichnet. Außerdem sollte dieses Wissen zur Anwendung von Gender als Analysekategorie im beruflichen und im organisationalen Kontext vorhanden sein. (Haase, 2009, S.141)

Das Charakteristikum von Genderkompetenz liegt vor allem im Gender-Wissen, das kein isoliertes Fachwissen darstellt, sondern mit berufsspezifischen Fachkenntnissen, Sozialkompetenzen und der Fähigkeit der Reflexion verbunden ist. Demzufolge muss Wissen über die Verhältnisse der Geschlechter generiert und in das jeweilige Arbeitsfeld konzeptionell und methodisch eingebettet werden. Dementsprechend wird Genderkompetenz zur Querschnittsaufgabe von sozialen sowie betriebswirtschaftlichen Organisationen, da Gender-Wissen nicht allein ausreichend ist, um qualitative Arbeitsprozesse zu gestalten (vgl. Fuxjäger, 2007, S.49). Das allgemeine Ziel ist die Berücksichtigung und Herstellung von Chancengleichheit, das durch Genderkompetenz bewerkstelligt wird. Demnach

müssen geschlechtspolitische Ziele auf das jeweilige Arbeitsfeld differenziert definiert werden (vgl. Stiegler, 2008, S.926). „Mit anderen Worten: Gender Mainstreaming ist nicht das Ziel sondern ein Verfahren, um ein bestimmtes, definiertes Ziel zu erreichen“ (vgl. Stiegler, 2007, S.926). Dieses Verfahren zeichnet sich durch analytische, pädagogische und partizipatorische Methoden zur geschlechtspolitischen Zielerreichung aus (vgl. Stiegler, 2007, S.926).

Gender Mainstreaming im Gesundheitswesen ist einer doppelten Zielperspektive verpflichtet: Es dient einerseits dazu, sozial bedingte Ungleichheiten in der gesundheitlichen Lage zu reduzieren und will andererseits dazu beitragen, die Qualität der Versorgungsangebote dadurch zu verbessern, dass sie zielgruppengerecht entwickelt werden. (Kuhlmann/Kolip, 2004, S.221)

Dieses Qualitätskriterium ist ebenfalls ausschlaggebend für die Arbeit in der Suchthilfe. Frauen und Männer sollen gleiche Zugangschancen zu gesundheitlichen Ressourcen bekommen und dadurch ihr Gesundheitspotenzial bestmöglichst ausschöpfen oder verbessern. Folglich erfordert es differenzierte Analysen über den geschlechtsspezifischen Bedarf, um zielgruppenspezifische Angebote bereit zu stellen bzw. zu konzipieren. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Geschlecht als Kategorie nicht allein für sich steht, sondern mit Sozial- und Lebenslagen einhergeht. Bildung, sexuelle Orientierung, Alter, Religion und ethnische Herkunft spielen ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Erfassung geschlechtsspezifischer Daten. Diese Ziele sind für eine gendersensible Suchtarbeit wichtig (vgl. Kuhlmann/Kolip, 2004, S.221). Darüber hinaus muss es ein Ziel sein, strukturelle Bedingungen von Geschlechtern sichtbar zu machen, um das eigene Handeln zu reflektieren. Im Rahmen der Suchthilfe, insbesondere bei der Diagnostik von Abhängigkeitserkrankungen, sollte Geschlechtersensibilität insofern eine Rolle spielen, dass neben den Suchtformen gendersensible Themenkomplexe abgebildet werden. Hinzukommt, dass sich Tätige im Suchtbereich mit der Thematik beschäftigen müssen wie und wodurch Geschlechterdifferenzen zustande kommen bzw. lassen sie sich erklären und welchen Einfluss haben diese Erkenntnisse auf die tägliche Arbeit mit suchtkranken Menschen (vgl. Sosna, 2013, S.4).

Zusammengefasst kann gesagt werden, dass Genderkompetenz im allgemeinen sowie spezifisch bezogen auf die Suchthilfe eine wichtige Fähigkeit aller Tätigen sein sollte, um Chancengleichheit zu fördern sowie Unterschiede im Geschlechterverhältnisse zu erkennen. Besonders in der suchtspezifischen Angebotskonzeption sollten die unterschiedlichen Lebenskonstellationen und Soziallagen von Männern und Frauen berücksichtigt werden.

### **4.3 Männerspezifische Suchtarbeit**

Das Gender Mainstream richtet sich nicht mehr nur emanzipatorisch auf den Aspekt der Chancengleichheit von Frauen und deren Selbstverwirklichung, sondern seit einigen Jahren auch auf Männer und legt damit verstärkt den Fokus auf beide Geschlechter (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.16). Geschlecht spielt schon vor unserer Geburt eine wichtige Rolle z.B. in den Erwartungen der Eltern an das eigene Kind. Eltern besitzen dabei oftmals geschlechtsspezifische, unterschiedliche Haltungen und hierarchisieren Eigenschaften in weiblich (z.B. Schwäche, Ängstlichkeit, Passivität) und männlich (z.B. Aktivität, Stärke, Mut). Diese Erwartungshaltungen werden verinnerlicht und in der Interaktion unbewusst abgerufen bzw. reproduziert. Diese geschlechtlichen Prägungen entstehen durch verschiedene Einflüsse und verfestigen sich auf privater, gesellschaftlicher, politischer und beruflicher Ebene (vgl. Haase, 2009, S.143 ff). „Demnach kann noch nicht von „(...) Chancengleichheit für Frauen und Männer in der Gesellschaft (...) gesprochen werden, auch nicht in der Suchthilfe“ (Haase, 2009, S.144). An diesem Punkt setzten Gender-Mainstreaming-Strategien an, die differenzierte Analysen anfertigen, um anschließend präzise und wirkungsvolle Maßnahmen zu konzipieren (vgl. Haase, 2009, S.144). „Ein Durchbruch in Bezug auf männerspezifische Suchtarbeit hat jedoch bisher nicht stattgefunden. Das aber wäre eine Voraussetzung, um schlussendlich zu einer gendergerechten Suchtarbeit zu gelangen“ (Ernst, 2009, S.159). Heino Stöver (vgl. 2010, S.3) äußerte sich ergänzend zu diesem Thema, dass es zwar männerspezifische Angebote gibt, die aber nur existieren, weil Frauen sie nicht besuchen.

Demzufolge war es keine bewusste Entscheidung der Therapierenden die Angebote geschlechtsspezifisch zu konzipieren, sondern viel mehr die Nutzer und (Nicht)-Nutzerinnen, welche die Angebote unbewusst geschlechtsspezifisch machten. Es kann vielmehr von einem Reflex der strukturellen Gegebenheiten gesprochen werden.

Gendersensible und gendergerechte Suchtarbeit bedarf einen bewussten Fokus, der die Augen auf die Wahrnehmung der sozialen Geschlechtlichkeit des Klienten und der Professionellen legt. Eine signifikante Rolle, in der Interaktion zwischen männlichen Klienten und Therapierenden sowie anderen Fachkräfte, spielt die geschlechtsspezifische Selbstreflexion des Therapeuten und der agierenden Fachkräfte (vgl. Rudlof, 2006, S.102 ff). Neben dieser Reflexion müssen Anforderungen an die Struktur der Institutionen im Suchtbereich gestellt werden, so dass geschlechtergerechte Suchtarbeit gelingen kann. Die Mitarbeitenden wissen über die Lebensrealität von Frauen und Männern bescheid. Sie nutzen dieses (Gender)-Wissen, um daraus ein zielgerichtetes, geschlechtsspezifisches Angebotsmanagement zu entwickeln. Die Kategorie „Geschlecht“ muss insoweit berücksichtigt werden, dass Problemhintergründe von Mädchen/Frauen und Jungen/Männern auf ihre Unterschiede und Gleichheiten analysiert werden, um daraufhin Angebote spezifisch zu überprüfen und weiterzuentwickeln. Es bedeutet nicht, dass nur männerspezifische und frauenspezifische Hilfsangebote hilfreich sind, sondern dass die Angebote Bedürfnisse und Ressourcen des jeweiligen Geschlechts beachten. Außerdem bedeutet geschlechtergerechte und –sensible Suchtarbeit, die Unterstützung von emanzipatorischen Lern- und Entwicklungsprozessen, die das Rollenverständnis der Klienten erweitern und neue Lebensentwürfe entwickeln (vgl. Stöver, 2010, S.3), unter der Betrachtung der professionellen Selbstreflexion, so dass alte Geschlechterrollenmodelle nicht durch die Mitarbeitenden weiter verfestigt werden. Diese Anforderungen können die Professionalisierung der Genderkompetenz, der Gendersensibilität und der Gendergerechtigkeit in der Suchtarbeit voranbringen (vgl. Rudlof, 2006, S.103).

In den folgenden Abschnitten sollen dementsprechend Themenfelder und Ziele für männerspezifische Suchtarbeit herausgearbeitet werden. Wie bereits beschrieben, wird der Fokus auf den Ebenen der Klienten und der Mitarbeitenden gelegt.

### **4.3.1 Klienten Ebene**

Im Bezug auf das vorangegangene Kapitel ergeben sich nach Andreas Haase (vgl. 2009, S.144) folgende Fragestellungen bzgl. männerspezifischer Suchtarbeit:

- Mit welchen Geschlechterrollenbildern wird gearbeitet und was haben diese für Auswirkungen auf die Männer?
- Wie äußern sich männliche Selbstbilder im Beratungsprozess?
- Wie kann eine gendergerechte Suchthilfe entwickelt werden, die die unterschiedlichen Bedürfnisse und Lebenssituationen von Männern (und Frauen) berücksichtigt? Passen die Methoden und Angebote in Prävention Beratung und Therapie zu den Ressourcen und Bedürfnissen von Männern?
- In welcher Wechselwirkung steht das Geschlecht der Professionellen in der Arbeit mit den männlichen Klienten? Was muss in den Einrichtungen organisatorisch geschehen, dass die beste Konstellation zum Wohle und Entwicklung der Klienten zu Stande kommt?

Diese bezüglich berichtet Arnuld Vossnagel (vgl. 1996, S.94), dass Männern ermöglicht werden sollte über gewisse Themenbereiche (z.B. Gewalt, Sexualität) untereinander sprechen zu können. Dies hat den Vorteil, dass Männer sich trauen anderen Männern über ihre eigenen Ängsten und Schwierigkeiten zu reden. Außerdem verlassen Männer dabei die Vorstellungen, dass nur Frauen Gefühle verstehen können. Die Anwesenheit von Frauen innerhalb einer Therapiegruppe könnte dazu führen, dass Männer sich angeregt fühlen sich selbst emotional zu öffnen, aber die Erleichterung erneut auf die emotionale Rolle der Frau externalisiert wird.

Im Gegenzug dazu haben auch gemischtgeschlechtliche Gruppen einen Vorteil, da Männer gelernt haben, dass Frauen sie „verstehen“ könnten. Aufgrund dessen, dass der Mann die Frau als Helferin wahrgenommen hat, die in schwierigen Zeiten dennoch zu dem Gatten hielt. Es können weitere Dialoge entstehen und verinnerlichte Frauenbilder weiter entwickelt werden, um die Beziehungsfähigkeit

zu verbessern. Im Beratungs-Setting kann es förderlich sein, wenn Männer eine Bezugstherapeutin haben, da Frauen eine distanzierte Haltung zu gewissen Männerthemen einnehmen und dadurch eher einen Reflexionsprozess in Gang setzen. Zusätzlich sind Frauen weniger konfrontativ als Männer. Diese Argumentation spricht dafür, dass der Klient in Therapie und Beratung die Bezugsperson selber wählen sollte. Aufgrund von personellen Ressourcen ist die autonome Wahl der Bezugsperson nicht immer zu bewerkstelligen. Auch Therapiegruppen, in denen ein männlicher und eine weibliche Therapeut\_in den Therapieprozess begleiten, können vom Vorteil sein, da der Mann mit beiden Geschlechterperspektiven konfrontiert wird. Dieser Ansatz kann den Klienten auch überfordern und machtlos fühlen lassen, so dass er blockiert. Dementsprechend muss (gender-)sensibel die Angebotsstruktur der Einrichtung betrachtet werden und Therapierende müssen auf die beschriebenen innerpsychischen Prozesse des Klienten Rücksicht nehmen sowie im Therapieverlauf beobachten (vgl. Graf et al, 2006, S. 107 ff).

Diese angesprochenen Therapeut-Klient-Dyaden setzen voraus, dass Männer nicht pauschalisiert zu verstehen sind, sprich nicht jeder Mann ist gleich, sondern jeder Mann hat unterschiedliche kulturelle Erfahrungen und Lebensrealitäten. Es muss spezifisch in der Beratung darauf geachtet werden, welches Bedürfnis der männliche Klient hat und mit welchen Ressourcen er in die Einrichtung kommt (vgl. Stöver, 2010, S.4). Vor allem bei Problembereichen wie Partnerschaft, Vaterrolle, Beziehungen zu anderen Männern, Arbeit, Sexualität und Emotionalität ist eine geschlechtsspezifische Sensibilität von Bedeutung (vgl. Vosshagen, 1996, S.95/96).

Demnach müssen ambulante Hilfen für Frauen und Männer gleichermaßen zugänglich sein. Männer haben es erfahrungsgemäß und aufgrund der verinnerlichten Rolle, Schwäche bzw. Hilflosigkeit als unmännlich anzusehen, schwerer Hilfsangebote wahrzunehmen. Diese Hemmnis geht damit einher, dass Männer ihre Probleme alleine lösen möchten und sie sich nicht vorstellen können ihre Gefühlswelt jemanden zu offenbaren, der gleichzeitig dafür Verständnis

zeigt. Im ambulanten Therapie-Setting sollte auf das individuelle Bedürfnis geachtet werden und ggf. ein männlicher Bezugstherapeut zur Seite gestellt werden, um eine „zwischenmännliche“ Beziehungsebene zu schaffen, die Annäherungen zu lässt. Zusätzlich sollten gemischtgeschlechtliche Gruppen angeboten werden, die den Mann dabei hilft sich zu öffnen und die emotionale Rolle der Frau als Ressource nutzt, um Männern einen Zugang zu ihren Gefühlen zu ermöglichen. In Intensivsitzen (z.B. an Wochenenden) sollten männerspezifische Gruppen eingeführt werden, so dass die angesprochenen Themenfelder sensibel bearbeitet werden können. In ähnlicher Art und Weise sollten auch stationäre Einrichtungen ihre Arbeitsweise ausrichten. Die ressourcenorientierte und störungsspezifischen Sichtweisen müssen um eine Gendersicht ergänzt werden, um ein ganzheitliches Konzept in ambulanten und stationären Bereichen zu entwickeln, um damit den Behandlungserfolg qualitativ zu verbessern (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.18 ff).

Im Bereich der Suchtprävention ist es ebenfalls wichtig, dass der Arbeitsbereich mit Frauen und Männern besetzt ist, die mit der Zielgruppe interagieren. Die Sozialarbeiter\_innen sind, gerade für Jugendliche, Projektions- und Reibefläche, die von den Professionellen eine reflektierte Haltung gegenüber der eigenen Geschlechterrolle verlangt. Eine gendergerechte Suchtprävention sowie Gesundheitsförderung muss geschlechtsspezifische Konsummuster und Trinkgewohnheiten aufgreifen und darauf eingehen. Außerdem müssen die unterschiedlichen Entwicklungsphasen von Jungen und Mädchen beachtet werden, die mit unterschiedlichen Wahrnehmungen und Empfindungen einhergehen. Der Konsum von Alkohol oder illegalen Drogen ist auch immer eine Form des *Doing Genders (with Drugs)*, bei dem Geschlecht durch das Trinken oder Konsumieren konstruiert wird z.B. das Demonstrieren von männlichem Mut und Stärker. Diese Muster müssen aufgegriffen und thematisiert werden, um neue Bewältigungsstrategien zu erarbeiten und das Loslösen von stereotypischen Geschlechtsrollen zu ermöglichen. Besonders Jungen sind in Bezug auf ihren Körper weniger wachsam und wählen deshalb oftmals enthemmende, selbstschädigende Verhaltensweisen, um geschlechtliche Identität herzustellen. Ein ganzheitliches Konzept, dass risikominimierende, gesunde Verhaltensweise

fördert, muss erstellt werden. Es bietet sich an, mit unterschiedlichen Altersgruppen zu arbeiten, um den Entwicklungsstand der Kinder und Jugendlichen zu berücksichtigen. Ein Suchtpräventionskonzept muss demnach, neben der Aufklärung über die Wirkung von Alkohol oder anderen Drogen, Lebenskompetenz fördernd sein und mit einer geschlechtsspezifischen Sichtweise traditionelle Männerrollen reflektieren sowie Alternativen bieten. Dabei ist männliches Personal für ein suchtpreventives Team ausschlaggebend, um männlichen Jugendlichen die Möglichkeit und Vielfalt an Identifikationen zu bieten (vgl. Theile/Westermann, 2009, S.170 ff). Die Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe (vgl. 2008, S.17) schlägt dafür ein differenzierten Methodenkatalog vor:

- Jungenbezogene Erlebnispädagogik
- Rituale in der Jungenarbeit
- Sexualpädagogik
- Gesprächskreise
- Mediation und Konflikttraining
- Medienpädagogische Projekte
- weitere Methoden

Außerdem sollten im Fokus von Suchtprävention auch unterschiedliche Altersklassen (z.B. Sucht und Senioren) und Zielgruppen (z.B. Migration und Sucht) eine zunehmend wichtige Rolle spielen.

Zusammenfassend muss die ressourcenorientierte und störungsbasierende Suchtarbeit durch Gender-Wissen und Gender Mainstreaming Strategien erweitert werden. Chancengleichheit entsteht nur, wenn Männer und Frauen in ihrer Gesamtheit betrachtet werden und ihre unterschiedlichen Konsummuster und Suchtverhalten in den sozialpädagogischen und therapeutischen Arbeitsprozess einfließen.

### 4.3.2 Mitarbeitende Ebene

Ein wichtiger Faktor ist die Ebene der professionellen Akteure und Akteurinnen in der Suchthilfe. Es wurde schon häufig angedeutet, dass vor allem Selbstreflexion im Bezug auf die eigene geschlechtliche Identität von Bedeutung für gendersensible Suchtarbeit ist. Im Folgenden sollen Spannungsfelder und Konflikte beleuchtet werden, um die Rolle der sozialpädagogisch Agierenden deutlich zu machen.

Das Modell des Gender Mainstreamings eignet sich nicht nur für die strukturelle Entwicklung von Chancengleichheit von Frauen und Männern, sondern auch für die Ebene der Personal- und Teamentwicklung. Genderkompetenz und Gendersensibilität sollten als Qualitätskriterium für alle professionell Agierenden gelten. Dabei muss es Entwicklungsmöglichkeiten, wie z.B. Weiterbildungen und Supervisionen, für den Einzelnen und das Team geben, um ihre geschlechterspezifischen Kompetenzen weiter auszubilden (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.22). Vor allem bei männlichen Sozialarbeitern müssen männliche Kommunikations- und Reflexionsräume geschaffen werden, um die eigene Geschlechteridentität und Rollenverständnisse zu hinterfragen. Eine geschlechtsspezifische Supervision könnte von der Organisation als Instrument eingeführt werden, um männerspezifische Themen zu analysieren und in den Kontext der Berufstätigkeit zu stellen. Die geschlechtsspezifische Supervision könnte zur Stützung der eigenen geschlechtlichen sowie beruflichen Identität dienen. Das soll nicht heißen, dass alle Supervisionen ab sofort nur geschlechterspezifisch stattfinden sollen, sondern gewisse Themenfelder geschlechtersensibel angegangen werden können, wenn geschlechtsspezifische Kommunikationsräume geschaffen werden (vgl. Rudlof, 2006, S.114). Dementsprechend lassen sich zwei grundlegende Punkte herausfiltern, die nützlich für Genderkompetenz und männerspezifische Suchtarbeit sind: der Wissensaspekt und der Erfahrungsaspekt. Beide stehen natürlich in stetiger Wechselbeziehung zueinander (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.22).

Männerspezifische Suchtarbeit setzt somit auf verschiedenen Ebenen an:

<b>Identität</b>	<b>Interaktion</b>
<b>Normen, Werte, Zuschreibungen</b>	<b>Strukturen und Regeln in Institutionen</b>

Quelle: (vgl. Haase, 2009, S.145)

Die Identitätsebene bezieht sich auf den Klienten sowie auf den professionell Agierenden. Vor allem Sozialarbeiter müssen sich fragen: Was sind meine Vorstellungen von Männlichkeit? Welchen biografischen Hintergrund besitze ich? Diese Fragen sind für die eigenen Professionalisierung und der Ausbildung von Genderkompetenzen wichtig, so dass *Mann* sich kritisch hinterfragen sollte, wie er Frauen und Männern gegenüber tritt. Hier knüpft die Ebene der Interaktion an, die eigene Handlungen beleuchten muss, um Beratungssituationen oder andere Interaktionen analysieren zu können. Wie verhalte ich mich gegenüber Frauen und Männern? Gibt es Unterschiede in geschlechtsspezifischen Interaktionen? Die Ebene der Normen und Werte greift somit in die Interaktion und der eigenen Identität ein. Eigene Normen und Werte sowie Zuschreibungen müssen hinterfragt werden. Außerdem muss sich mit dem Organisationsleitbild auseinandergesetzt werden, das Spannungsfelder hervorbringen kann, wie z.B. beim Umgang mit abweichenden Verhalten in heterosexualitätsnormativen Einrichtungen und deren (christlichen) Leitbildern sowie Arbeitsweisen. Auf der institutionellen Ebene muss demnach gefragt werden: Wer führt die Einrichtung? Ist die Einrichtung bereits geschlechtergerecht oder bedient sie traditionelle Geschlechterrollen in der Arbeitsteilung? Männerspezifische Suchtarbeit muss dazu beitragen hierarchische Geschlechterverhältnisse abzubauen und Chancengleichheit für Frauen und Männer herausbilden (vgl. Haase, 2009, S.145 ff).

In der Interaktion zwischen Klient und professionellen Akteur\_innen sowie auf der institutionellen Ebene müssen vor allem folgende Spannungsfelder beleuchtet werden. Das Transparentmachen solcher Felder dient vor allem der Qualitäts- und Konzeptentwicklung von gendersensiblen sowie männerspezifischen Suchtarbeit (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.22).

<b>Psychotherapeutische Anforderungen</b>	<b>Männlichkeitsanforderungen</b>
Preisgeben von Erlebnissen	Verbergen von Erlebnissen
Aufgabe von Kontrolle	Bewahren von Kontrolle
Nicht-sexuelle Intimität	Sexualisierung von Intimität
Zeigen von Schwäche	Zeigen von Stärke
Erleben von Scham	Ausdruck von Stolz
Zeigen von Verletzlichkeit	Zeigen von Unbesiegbarkeit
Hilfesuchen	Selbstständigkeit (Autarkie)
Gefühlsausdruck	Stoizismus
Introspektion	Aktion
Ansprechen von Beziehungsproblemen	Vermeiden von Konflikten
Auseinandersetzen mit Schmerz	Verleugnen von Schmerz
Akzeptieren von Misserfolgen	Beharrlichkeit
Eingestehen von Ungewissheit	Vortäuschen von Allwissenheit

Quelle: (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.22).

Diese Tabelle fasst noch einmal gut zusammen, welche Spannungsfelder innerhalb eines Beratungsprozesses oder bei aufsuchender Sozialarbeit auftreten können. Es muss seitens der eigenen beraterischen Tätigkeit zu den angesprochenen Themenfeldern reflektiert werden, aber auch auf der institutionellen Ebene müssen Behandlungserfolge, Zielgruppenanalysen und Methoden unter gendersensiblen Aspekten betrachtet werden, um die Organisation in ihrer Qualitätsentwicklung zu fördern (vgl. Diakonie Reihnland-Westfalen-Lippen, 2008, S.23).

Dementsprechend kann Gender Mainstreaming nur unter folgenden Bedingungen erfolgreich gelingen:

- Führungsebene: Entscheidungen werden unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten getroffen, Geschlechterdifferenzierte Datenerhebung und –auswertung sowie darauffolgende Umsetzungsmaßnahmen, geschlechtsspezifische Bewertungskriterien entwickeln
- Suchtarbeit: Arbeitsansätze werden geschlechtsspezifisch weiterentwickelt, Steuerungsgruppen zur Umsetzung von geschlechtsspezifischen Angeboten
- Fortbildungen: zur Lebenssituationen von Frauen und Männern sowie zu Gründen von Differenzen in gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und beruflichen Ebenen
- Auf allen Ebenen: „Genderkompetenz“ muss spürbar und gelebt werden, alle Schritte müssen transparent sein

Im Fazit sind demnach Genderaspekte ein Grundstein für männerspezifische Suchtarbeit, die noch nicht in allen Bereichen (geringfügig) berücksichtigt werden. Im Bezug auf frauenspezifische Suchtarbeit hat dieser Aspekt bereits eine längere Tradition und Fachkräfte sind demnach sensibel geschult worden. Genderkompetenzen sollten durch Gendertrainings ausgebildet und in der alltäglichen Arbeit mit Klienten umgesetzt werden. Demnach sind strukturelle sowie individuelle Veränderungsprozesse notwendig und können durch Fortbildungen in Gang gesetzt werden (vgl. Haase, 2009, 147 ff).

## Abschlusswort

Unter der Betrachtungsweise des vorliegenden Themas können aufschlussreiche Erkenntnisse gewonnen werden, angefangen damit, dass Männerforschung und das Thema Männlichkeit und Sucht ein noch recht junges Thema im fachlichen und praktischen Diskurs sind. Vor allem, das immer noch stark vorherrschende, traditionelle Männerbild in unserer westlichen Gesellschaft führt bei vielen Männern zu Bewältigungskrisen. Gleichzeitig wird dieses Bild von beiden Geschlechtern immer wieder reproduziert und von der Wirtschaft mit ihrem Wettbewerbsgedanken aufrecht erhalten. Im Gegensatz dazu sind viele Frauen aus ihrer traditionellen Rolle entwachsen und stellen neue Anforderungen an die Gesellschaft und fechten damit die hegemoniale Männlichkeit an. Diese gesellschaftliche Ambivalenz der Rollenerwartungen an den Mann führt zu Hemmnissen und Verunsicherungen, die es zu bewältigen gilt. Vor allem in sozialen Institutionen wie Kindergärten und Schulen fehlen männliche Vorbilder und unterschiedliche Identifikationsmöglichkeiten für eine ausbalancierte Männlichkeit. Rituale, Wettkämpfe, Konkurrenzdruck, Leistungsgedanken und Stärke werden einerseits von den Jungen gefordert und anerzogen aber andererseits bei störenden, aggressiven Verhalten sanktioniert. Im Laufe der Sozialisation verschließt sich die männliche Innenwelt und der Mann muss nach Außen treten. Dieses Verhalten geht vor allem stark mit Suchtverhalten einher und verlagert den Bewältigungsprozess nach außen. Mit Alkohol wird Männlichkeit inszeniert und Alkohol dient als Symbol von „wahrer“ Männlichkeit. Trinken wird zum Initiationsritus des Mann-Werdens und fördert damit ein gestörtes Verhältnis zum Alkoholkonsum. Eine *Sozialisation der Sucht* findet statt, die bereits historisch in unserer Gesellschaft verankert wurde. Es heißt nicht, dass es spezifische Süchte im Bezug auf Frauen- und Männersüchte gibt, sondern die Funktionen des Konsums geschlechtsspezifisch betrachtet werden müssen. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im geschlechtsspezifischen Suchtverhalten müssen für eine Chancengleichheit von Mann und Frau in die Suchtarbeit einfließen. Ein ganzheitliches Konzept, das beide Geschlechter gleich bedeutend betrachtet, wird dadurch zum Qualitätsmerkmal für eine gendersensible

Suchtarbeit. Es herrschen bereits viele frauenspezifische Angebote und aus der Fachliteratur herauszulesen ist, dass Männer in der Suchtarbeit bisher kaum ein Geschlecht im Sinne von *Gender* besitzen. Die Struktur unterliegt hier dem kulturellen Verständnis von der Einigkeit „Mann und Alkohol“, so dass Konzepte ohne, oder nur frauenspezifisch, geschlechtlicher Betrachtungsweise der Ursachen entwickelt wurden. Im Laufe der Erarbeitung der einzelnen Themenfelder wurde deutlich, dass es Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Suchtverhalten gibt, dass die kulturelle Verankerung von Alkoholkonsum eine Rolle bei der Konstruktion und Inszenierung von Männlichkeit spielt und das sich die Suchtarbeit darauf einstellen muss. Dieses (Gender-)Wissen um Männlichkeit, Sozialisation und männlicher Alkoholkonsum muss in die Suchtarbeit einfließen, um eine Professionalisierung der Suchtarbeit zu gewährleisten und die störungsbezogenen und ressourcenorientierten Betrachtungsweisen zu vervollständigen. Diese Erkenntnis lässt einen Entwicklungsbedarf in der Suchtarbeit auf verschiedenen Ebenen aufzeigen. Männliche Akteure müssen sich selbst hinterfragen und ihre eigene Männlichkeit reflektieren. In der Klient-Therapeut-Interaktion ist diese Reflektion insofern von Bedeutung, dass Männer- und Frauenbilder sowie das eigene Verhalten hinterfragt werden müssen. Es müssen Organisationsanalysen unter der Bezugnahme von Gender Mainstreaming Strategien angestellt werden, um die Struktur einer Organisation auf Geschlechterfragen ganzheitlich einzustellen. In Bezug auf Klienten müssen Genderwissen und Genderkompetenzen genutzt werden, um ihnen geschlechtsspezifische, emanzipatorische Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten. Die Berücksichtigung von geschlechtsspezifischen Wissen und Kompetenzen fördert die Chancengleichheit von Männern und Frauen und könnte einen Einfluss auf den Behandlungserfolg haben.

## Literaturverzeichnis

Heinz Abels, Alexandra König . (2010) . *Sozialisation – Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft der Identität ineinanderspielen* . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Hannes Auinger, Lothar Böhnisch, Paul Dickinger, Nikolaus Ecker, Christian Holz hacker, Richard Krisch, Peter Nemeth, Andreas Schauer . (2002) . *Männliche Sozialisation und geschlechterspezifische Arbeit mit Burschen – zwischen Theorie und Praxis – ein Handbuch zur Jugendarbeit* . Wien: Verein Wiener Jugendzentren

Eva Barlösius . (2011) . *Pierre Bourdieu* . Frankfurt/New York: Campus Verlag

Mechthild Bereswill . (2004) . »Gender« als neue Humanressource? *Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik* . In: Micheal Meusser, Claudia Neusüß (Hrsg.) . *Gender Mainstreaming – Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente* [S.52-71]. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung

Lothar Böhnisch . (2013) . *Männliche Sozialisation [2. Auflage]* . Weinheim/Basel: Beltz Juventa

Lothar Böhnisch . (2010) . *Jungen- und Männerarbeit* . In: Karin Bock & Ingrid Miethe (Hrsg.) . *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* [S.518-526]. Opladen/Farmington Hill: Barbara Budrich Verlag

Lothar Böhnisch . (2003) . *Die Entgrenzung der Männlichkeit – Verstörung und Formierung des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang* . Opladen: Leske und Budrich Verlag

Ralf Bohnsack . (2001) . *Der Habitus der Ehre des Mannes. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft* . In: Peter Döge (Hrsg.). *Männlichkeit und Soziale Ordnung* [S.49-76]. Opladen: Leske + Budrich Verlag

Holger Brandes . (2001) . *Der männliche Habitus – Band 1: Männer unter sich – Männergruppen und männliche Identitäten* . Opladen: Leske + Budrich Verlag

Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (BzGA) . (2014) . Risikoarmer Alkoholkonsum . Internet: <http://www.kenn-dein-limit.de/alkohol/risikoarmer-alkoholkonsum/> [Stand: 07.12.2014]

Anna Buschmeyer . (2008) . *Männlichkeitskonstruktionen Teilzeit arbeitender Väter* . In: Nina Baur (Hrsg.) *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit – Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* [S.123-140] . Opladen & Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich

Robert W. Connell . (2006) . *Der Gemachte Mann – Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* [3. Auflage] . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. . (2008) . *Männerspezifische Suchtarbeit – Eine Handreichung* . Unter: [http://www.diakonierwl.de/cms/media/pdf/publikationen/20081215\\_Maenner\\_Suchtarbeit.pdf](http://www.diakonierwl.de/cms/media/pdf/publikationen/20081215_Maenner_Suchtarbeit.pdf) [Stand:16.01.2015]

Astrid Deuber-Mankowsky . (2013) . *Natur/Kultur* . In: Christina von Braun (Hrsg.) . *Gender@Wissen – Ein Handbuch der Gender-Theorien* [3. Auflage] [S.232-242] . Köln, Weimar & Wien: Böhlau Verlag

Marie-Luise Ernst . (2009) . *Gendergerechte Suchtarbeit in der Schweiz* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.157-168] . Bielefeld: Transcript Verlag

Hrsg.: Landeshauptstadt Dresden . Autoren\_innen: Dr. Kristin Ferse, Anja Maatz, André Schubert, Petja Langholz . (2014) . *Dresdner Suchtbericht 2013* . Dresden: Büro der Oberbürgermeisterin Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

Wilhelm Feuerlein . (1999) . *Individuelle, soziale und epidemiologische Aspekte des Alkoholismus* . In: Manfred V. Singer & Stephan Teysen (Hrsg.) . *Alkohol und Alkoholfolgekrankeheiten – Grundlagen – Diagnostik – Therapie* [S.40-51]. Berlin/Heidelberg: Springer Verlag

Karin Flaake . (2009) . *Männliche Adoleszenz und Sucht* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.23-32]. Bielefeld: Transcript Verlag

Klaus Fröhlich-Gildhoff, Maike Rönnau-Böse . (2011) . *Resilienz (2. Auflage)* . Stuttgart: UTB Verlag

Werner Fuchs-Heinritz, Alexandra König . (2011) . *Pierre Bourdieu – Eine Einführung [2. Auflage]* . Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft mbH

Marc Gärtner & Vera Riesenfeld . (2004) . *Geld oder Leben? Männliche Erwerbsorientierung und neue Lebensmodelle unter veränderten Arbeitsmarktbedingungen* . In: Bettina Boekle, Michael Ruf (Hrsg.) . *Eine Frage des Geschlechts – Ein Gender Reader* [S.87-105] . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Regine Gildemeister, Katja Hericks . (2012) . *Geschlechtersoziologie – Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen* . München: Oldenburg Wissenschaftsverlag GmbH

Regina Gildemeister . (2008) . *Soziale Konstruktion von Geschlecht „Doing Gender“* . In Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.) . *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen – Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* [S.167-197] . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Allan Guggenbühl . (2013) . *Rückzug, saufen oder reden?* . Leidfaden – Fachmagazin für Krisen, Leid, Trauer . 2 . S. 34 -38

Michel Graf, Beatrice Annaheim, Janine Messerli . (2006) . *Sucht und Männlichkeit: Grundlagen und Empfehlungen* . Lausanne: schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme

Andreas Haase & Heino Stöver . (2009) . *Sinn und Funktion exzessiven Drogengebrauchs bei männlichen Jugendlichen – zwischen Risikolust und Kontrolle* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.129-140] . Bielefeld: Transcript Verlag

Andreas Haase . (2009) . *Genderkompetenz als Bestandteil von männerspezifischer Suchtarbeit* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.141-150] . Bielefeld: Transcript Verlag

Hrsg.: PD Dr. Dr. Elisabeth Zwick . Autor: Thomas Hertling . (2009) . *Reform und Innovation – Beiträge pädagogischer Forschung Band 9: Jungen und Männer heute – die erschwerte männliche Sozialisation in der modernen Gesellschaft und ihre Folgen* . Berlin: LIT Verlag

Gunther Hirschfelder . (1999) . *Fruchtwein und Schnaps, Bürgertochter und Fabrikmädchen – Weiblicher Alkoholkonsum als Indikator des Rollenverständnisses an der Schwelle zum Industriezeitalter* . In: Christel Köhle-Hezinger, Martin Scharfe, Rolf Wilhelm Brednich (Hrsg.) . *Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur* [S.282-294]. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann Verlag GmbH

Walter Hollstein . (2008) . *Was vom Manne übrig blieb* . Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH

Klaus Hurrelmann . (2006) . *Einführung in die Sozialisationstheorie [9. Auflage]* . Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Jutta Jacob & Heino Stöver . (2009) . *Einleitung* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.9-12]. Bielefeld: Transcript Verlag

Diana Jaffe & Saskia Riedel . (2011) . *Werbung für Adam und Eva – Zielgruppenspezifische Ansprache durch Gender Marketing Communication* . Weinheim: WILEY.VCH Verlag GmbH & Co KGaA

Sabine Jösting . (2008) . *Männlichkeit und geschlechtshomogene Praxis bei Jungen* . In: Nina Baur (Hrsg.) *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit – Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* [S.45-59] . Opladen & Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich

Peter Kagerer . (1996) . *Das Vaterbild und seine Bedeutung für Therapeuten/Therapeutinnen und Klienten/Klientinnen*. In: Anna Fett (Hrsg.) . *Männer-Frauen-Süchte* [S.108-122] . Freiburg: Lambertus-Verlag

Anna Kapsa, Madlen Lehmann, Karin Philipp, Kira Riemann, Christina Schilla, Maren Ziemer . (2006) . *Wie schlimm ist schlimm? Erleben, Verarbeiten und Bewältigen von Unfällen* . In: Institut für Psychologie - Stiftung Universität Hildesheim (Hrsg.) . *Kritische Lebensereignisse – Belastung und Bewältigung (Reihe Wissenschaft im Studium Band 1)* [S.75-96]. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim

Karsten Kassner & Anneli Rüling . (2005) . „Nicht nur am Samstag gehört Papa mir!“ - Väter in egalitären Arrangements von Arbeit und Leben . In: Angelika Tölke, Torsten Hank (Hrsg.) . *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* [S.235-261] . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Vera King . (2000) . *Entwürfe der Männlichkeit in der Adoleszenz – Wandlung und Kontinuität von Familien- und Berufsorientierungen* . In: Hans Bosse & Vera King (Hrsg.) . *Männlichkeitsentwürfe – Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis* [S.92-107]. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Harald Klingemann . (2009) . *Sucht, Männergesundheit und Männlichkeit – ein neu entdecktes Thema* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.33-76]. Bielefeld: Transcript Verlag

Redaktion: Ursula Kraif, Anja Konopka, Olaf Thyen . (2010) . *Duden – Das Fremdwörterbuch [10. Auflage]* . Mannheim: Bibliographisches Institut GmbH

Irmela Marei Krüger-Fürhoff . (2013) . *Körper* . In: Christina von Braun (Hrsg.) . *Gender@Wissen – Ein Handbuch der Gender-Theorien [3. Auflage]* [S.66-82] . Köln, Weimar & Wien: Böhlau Verlag

Ellen Kuhlmann & Petra Kolip. (2004) . *Gender Mainstreaming im Gesundheitssystem*. In: Micheal Meusser, Claudia Neusüß (Hrsg.) . *Gender Mainstreaming – Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente* [S.220-230]. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung

Jens Luedtke & Nina Baur . (2008) . *Konstruktionsbereiche von Männlichkeit - Zum Stand der Männerforschung* . In: Nina Baur (Hrsg.) *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit – Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* [S.7-29] . Opladen & Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich

Michael Meusser . (2010) . *Geschlecht und Männlichkeit – Soziologische Theorien und kulturelle Deutungsmuster* . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Michael Meusser . (2008) . *Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer* . In: Nina Baur (Hrsg.) *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit – Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* [S.33-43] . Opladen & Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich

Marlene Mortler (Bundesdrogenbeauftragte) . (2014) . *Drogen- und Suchtbericht 2014* . Berlin: Bundesministerium für Gesundheit

Robert Northoff . (2013) . *Sozialisation, Sozialverhalten und Psychosoziale Auffälligkeiten – Eine Einführung in die Bewältigung sozialer Aufgabenstellungen* . Weinheim/Basel: Beltz Juventa Verlag

o.V. . (2014a) . *Transidentität* . Wikipedia . Unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Transidentit%C3%A4t> [Stand: 08.11.2014]

o.V. . (2014b) . *Männlichkeit* . Wikipedia . Artikel unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%A4nnlichkeit> [Stand: 08.11.2014]

o.V. . (2014c) . *Don't Ask, Don't Tell Law* . Wikipedia . Artikel unter:  
[http://de.wikipedia.org/wiki/Don%E2%80%99t\\_ask,\\_don%E2%80%99t\\_tell](http://de.wikipedia.org/wiki/Don%E2%80%99t_ask,_don%E2%80%99t_tell)  
[Stand 08.11.2014]

Simon Reitmeier . (2013) . *Warum wir mögen, was wir essen – Eine Studie zur Sozialisation der Ernährung* . Bielefeld: Transcript Verlag

Birgit Riegraf . (2010) . *Konstruktion des Geschlechtes* . In: Brigitte Aulenbacher, Micheal Meuser, Birgit Riegraf (Hrsg.) . *Soziologische Geschlechterforschung – Eine Einführung* [S.59-77] . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Matthias Rudlof . (2006) . *Männlichkeit – Macht – Beziehungen: Gendersensibilität und Professionalisierung in der Sozialen Arbeit* . In: Heino Stöver & Jutta Jacob (Hrsg.) . *Männlichkeit und Sucht – Entwicklung einer Theorie und Praxis in der Suchtarbeit* [S.101-118]. Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Peter Schay . (2013) . *Integrative Therapie in der Drogenhilfe* . In: Peter Schay, Ilona Lojewski, Frank Siegele (Hrsg.) . *Integrative Therapie in der Drogenhilfe – Theorie – Methoden – Praxis in der sozialen und medizinischen Rehabilitation* [S.18-26]. Stuttgart/New York: Georg Thieme Verlag

Hrsg.: Prof. Dr. Hartmut Häcker Autorin: Angelika Schell . (1995) . *Alkohol zur Bewältigung von Belastung und Beanspruchung* . Köln/Bonn: Verlag TÜV Rheinland GmbH – Deutscher Psychologen Verlag

Kathrin Schritt . (2011) . *Ernährung im Kontext von Geschlechterverhältnissen – Analyse zur Diskursivität gesunder Ernährung* . Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Regina Sosna . (2013) . *Gender noch nicht angekommen?* . In: Landes Psychotherapeuten Kammer Rheinland-Pfalz (Hrsg.) . *PTK Newsletter Sucht* .  
Unter:

[https://www.ptk-nrw.de/fileadmin/user\\_upload/pdf/Newsletter/2013/Sucht/03\\_NL\\_3\\_2013\\_Sucht\\_PTK\\_Internet.pdf](https://www.ptk-nrw.de/fileadmin/user_upload/pdf/Newsletter/2013/Sucht/03_NL_3_2013_Sucht_PTK_Internet.pdf) [Stand.:15.01.2015]

Stephan Stevens & Fred Rist . (2012) . Psychologische Konstrukte . In: Anil Batra (Hrsg.) . *Praxisbuch Sucht – Therapie der Suchterkrankungen im Jugend- und Erwachsenenalter* [S.21-28]. Stuttgart/New York: Georg Thieme Verlag

Barbara Stiegler . (2008) . *Gender Mainstreaming: Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik?*. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.) . *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung – Theorie, Methoden, Empirie – 2., erweiterte und aktualisierte Auflage* [S.925-930]. Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

Heino Stöver . (2010) . *Drogenkonferenz 2010: Forum 1: Männlichkeit & Sucht* .  
Unter:

[http://msagd.rlp.de/fileadmin/masgff/soziales/Forum\\_1\\_Maennlichkeit\\_und\\_Sucht.pdf](http://msagd.rlp.de/fileadmin/masgff/soziales/Forum_1_Maennlichkeit_und_Sucht.pdf) [Stand:16.01.2015]

Heino Stöver . (2009) . *Die Entwicklung der männerspezifischen Suchtarbeit in Deutschland – eine Zwischenbilanz* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.13-22]. Bielefeld: Transcript Verlag

Christiane Straubinger . (2003). *Das Geschlecht der Dinge. Interdisziplinäre und epochenübergreifende Perspektiven auf Geschlecht, Lebensstil und den Symbolcharakter der Dinge [Tagungsbericht]* . Münster: Westfälisches Institut für Regionalgeschichte . Internet: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=358&view=pdf&pn=tagungsberichte> [Stand: 06.12.2014]

Carsten Theile & Lennart Westermann . (2009) . *10 Jahre Gender-Arbeit in der Prävention mit und für Jungen und Männer – Ein Erfahrungsbericht aus der Arbeit der DROBS Hannover* . In: Jutta Jacob & Heino Stöver (Hrsg.) . *Männer im Rausch – Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht* [S.129-140] . Bielefeld: Transcript Verlag

Dirk Themann . (2008) . *Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag Reihe Sozialwissenschaften (Band 11): Sucht-„Karrieren“ – Gegen Drogenmythen und Suchtklischees – Konsumenten berichten* . Marburg: Tectum Verlag

Felix Tretter . (1998) . *Ökologie der Sucht – Das Beziehungsgefüge Mensch-Umwelt-Droge* . Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe Verlag für Psychologie

Hermann Veith . (2008) . *Sozialisation* . München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG Verlag

Arnuld Vosshagen . (2009) . *Männer sind schon als Baby Blau – Alkoholkonsum und Männlichkeit* . Internet: [http://www.gesunde-maenner.ch/data/data\\_144.pdf](http://www.gesunde-maenner.ch/data/data_144.pdf) [Stand:11.12.2014]

Arnulf Vosshagen . (1996) . *Männeralkoholismus – Das starke Geschlecht und seine Abhängigkeit* . In: Anna Fett (Hrsg.) . *Männer-Frauen-Süchte* [S.82-107] . Freiburg: Lambertus-Verlag

Hans Watzl & Manfred V. Singer . (1999) . *Alkohol und Alkoholismus: Kulturgeschichtliche Anmerkungen* . In: Manfred V. Singer & Stephan Teysen (Hrsg.) . *Alkohol und Alkoholfolkrankheiten – Grundlagen – Diagnostik – Therapie* [S.1-10]. Berlin/Heidelberg: Springer Verlag

Kathrin Widmer Rodríguez Bétancourt . (2001) . *Die Bedeutung einer mehr oder weniger gleichberechtigten Partnerschaft für das Stressausmass und dessen*

*individuelle und dyadische Bewältigung von Frauen und Männern [Dissertation]* .  
Universität Freiburg (CH) . Internet:  
<http://ethesis.unifr.ch/theses/downloads.php?file=WidmerK.pdf>  
[Stand: 06.12.2014]

Sylvia Marlene Wilz. (2008) . *Geschlechterdifferenzen -  
Geschlechterdifferenzierungen* . In: Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.) .  
*Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen – Ein Überblick über  
gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* [S.7-17] .  
Wiesbaden: VS Sozialwissenschaften Verlag Springer Fachmedien GmbH

## **Anhang: 1. Fallbeschreibung A.**

Im Folgenden möchte ich kurz den Fall beschreiben und anschließend den Gesprächsverlauf darstellen sowie eine kurze Analyse.

Herr A. kam in unsere Beratungsstelle mit dem Wunsch einer Veränderung seines Konsumverhaltens. Er sei von Crystal abhängig gewesen und vollzog einen kalten Entzug. Der Klient ist 1983 als jüngster Sohn einer mittelständigen Familie geboren. Vier Jahre zuvor kam seine Schwester zur Welt. Sein Vater sei 1959 geboren und als Hausverwalter tätig. Seine Mutter sei 1961 geboren und selbstständig aber derzeitig insolvent. Herr A. nahm sich selbst in seiner Jugend als Rüpel wahr und beschrieb ein schwieriges, wenig wertschätzendes Verhältnis zu seinem Vater. Der Klient sei ebenfalls mit Gewalt als Erziehungsmittel groß geworden, beispielhaft war die Äußerung, dass er eine Woche lang nicht zur Schule gehen konnte, weil A. von seinem Vater ins Gesicht geschlagen wurde. Seinen Vater beschrieb Herr A. als jähzornig, misstrauisch und geizig. Gewalt schien innerhalb der Generation als ein anerkanntes Erziehungsmittel. Seine Mutter beschrieb er als Koordinierungspunkt, die materielle Güter als Liebesersatz verwendete. Außerdem habe sie wegeschaut, wenn sein Vater gewalttätig wurde und sinngemäß toleriert. Jedoch ist wenig über die Vergangenheit des Vaters bekannt. Die Bindung zu seiner Schwester war gut aber nicht tragfähig. Sie würde nach dem Vorbild des konservativen Elternhaus leben z.B. verheiratet, Geld bringender Beruf und Kinderwunsch.

2002 trennte sich seine derzeitige Freundin des Klienten und die gemeinsame Tochter kam zur Welt. Im Alter von einundzwanzig hatte der Klient den ersten Kontakt mit Cannabis. Später stiegen die Anforderungen in seinem Leben und er begann Speed zu konsumieren, um seine Leistungen zu steigern. Er arbeitete in der Gastronomie als gelernter Restaurantfachmann. Nach einem Suizidversuch blieb er ein Vierteljahr drogenfrei. Anschließend baute er sich im Elternhaus das Dachgeschoss aus und konsumierte, um die Leistung zu halten, Crystal. 2012 entschied sich Herr A. seine Familie über die Abhängigkeit zu informieren, darauf

hin entfachte sich ein Konflikt, der momentan den Klienten belastet. Daraufhin beschloss der Inpatient bei seiner derzeitigen Freundin vorübergehend zu wohnen. Zur Kindsmutter baute er wieder eine gute Beziehung auf und kümmerte sich derzeit intensiv um seine Tochter.

Im Genogramm wurden die schwierigen Beziehungskonstellationen und Wohnverhältnisse des Klienten deutlich.

### **Anhang: 1.1 Gesprächsverlauf Fall A.**

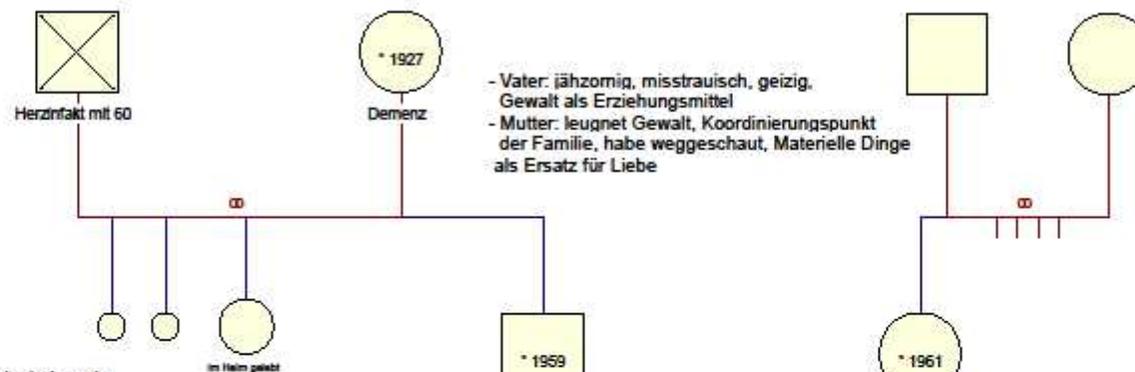
Im Erstgespräch von Herr A. saß ich hospitierend bei einer Beraterin. Herr A. äußerte den Wunsch einer ambulanten Therapie und wir vereinbarten eine Antragsstellung. Im zweiten Gespräch begannen die Beraterin und ich das Genogramm für den Sozialbericht. Nach einer kurzen Erläuterung der Methode stellte ich die erste Frage und nahm demnach aktiv am Prozess teil. Herr A. konnte sich bereits zu Beginn gut öffnen. Ich zeichnete vor seinen Augen das Genogramm an einem Flipchart und schrieb meine Notizen offen für ihn mit. Zunehmend wurde Herr A. animiert zu sprechen und konnte ein umfassendes Bild über seine Familie und Lebenslage schaffen. Zwei weitere Gespräche wurden vereinbart und der Klient nahm selbige zuverlässig wahr. In diesen Kontakten konnte ich allein mit Herrn A. ins Gespräch kommen und ohne Anleitung gestalten. Das zweite Gespräch diente zur Verabschiedung und Klärung offener Fragen, die mir beim Schreiben des Sozialberichtes aufkamen.

## Anhang: 1.2 Genogramm Fall A. – Allgemeine Daten

21.02.2013  
Herr André Schubert

### Fall A. | Crystal Allgemeine Daten

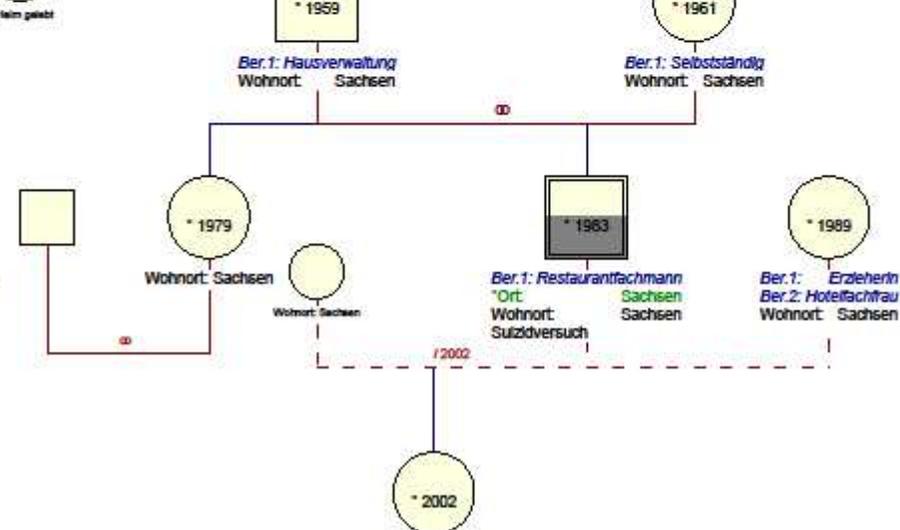
#### I. Generation



#### II. Generation

Kurzer Abriss:

- IP nimmt sich als Rüpel und schwierig wahr
- IP wurde in der Kindheit geschlagen
- 2004 erster Drogenkontakt
- gelernter Restaurantfachmann
- Sucht nach Anerkennung bei seinem Vater
- Vaterbeziehung gestört - nie um ihm richtig gekümmert
- Vernachlässigung seines Kindes während Konsumzeit
- kaum eine männliche Identifikationsrolle
- Traumerlebnisse
- viele Beziehungsabbrüche durch Frauen
- habe sich den Dachboden im Elternhaus ausgebaut -> keine Anerkennung
- Hohes Prestigebedürfnis innerhalb der Elterngeneration -> konnte dem nie gerecht werden



#### III. Generation

#### IV. Generation

## Anhang: 1.3 Genogramm Fall A. – Beziehungen und Wohnverhältnisse

21.02.2013  
Herr André Schubert

### Fall A. | Crystal Beziehungen und Wohnverhältnisse

#### I. Generation

Eltern vom Vater wurden  
aus Pommern vertrieben

haben später mit im Haus gewohnt

Gewalt als Erziehungsmittel - Tabuthema

IP hatte ein gutes Verhältnis zur  
Großmutter väterlicher Seite  
Angst davor, dass sie ihn nicht mehr erkenne  
(Demenz)

#### II. Generation

distanziertes Verhältnis und Unwissen  
über die Geschwisterbeziehung - väterlicherseits

eine Schwester vom Vater lebte im Heim  
sie wolle nichts mehr mit der Familie zu tun haben

allgemein distanziertes Verhältnis

Über die mütterliche Seite der Familie  
ist wenig beim IP bekannt

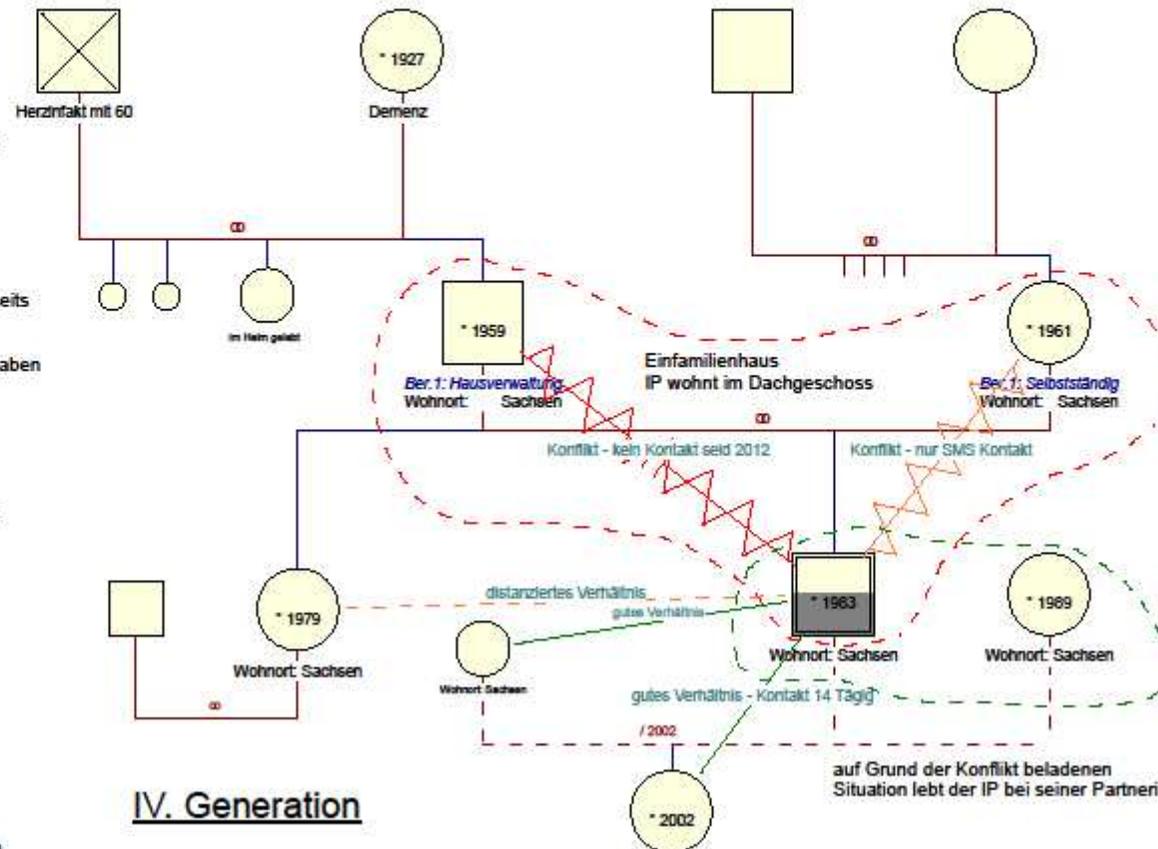
IP habe selten Kontakt zu Tanten und Onkels

Seid der Offenbarung des Drogenproblems  
herrscht "Funkstille" innerhalb der Familie  
der IP habe nur noch über SMS mit der  
Mutter kontakt, die ihm Vorwürfe macht

#### III. Generation

Schwester hat sich nach dem Vorfall  
ebenfalls von dem IP distanziert  
und macht gibt ihm die Schuld an der  
familiären Situation

zur Kindsmutter und seiner jetzigen Freundin  
sei das Verhältnis harmonisch



## **Anhang: 2. Fallbeschreibung B.**

Parallel zum ersten Fall liefen drei weitere Gespräche mit folgendem Fall.

Herr B. beschrieb sich zunächst als ruhigen Jungen und gruppenscheu. Er sei nie in einen Kindergarten gegangen und wuchs im elterlichen Haus auf. Der Indexpatient wurde als ältester Sohn 1961 in Niedersachsen geboren. 1965 kam seine jüngere Schwester zur Welt. Seine Mutter sei 1940 geboren und Hausfrau gewesen. Sein Vater lebte von 1932 bis 2007 und hat in einer Stadtgärtnerei gearbeitet. Sein Elternhaus beschrieb Herr B. als konservativ, beispielhaft führte er an, dass es stets deutsche Küche geben musste, Sexualität nie thematisiert wurde und seine Mutter war dem Vater unterlegen. Besonders blieb das Hören von Volksmusik innerhalb der Familie in Erinnerung des Klienten. Seinen Vater beschrieb er als stur und die Bindung zu ihm als angespannt. Seine Mutter führte eine enge, vielleicht sogar symbiotische Bindung in den ersten Kindheitsjahren. Zum Schulbeginn konnte er sich, laut seiner Aussage, schlecht integrieren. Später konnte er in einem Fußballverein Freunde finden und beschrieb seine Entwicklung als normal. Er hegte einen engen Kontakt zu seiner Tante mütterlicherseits aus Rostock und löste sich vom Elternhaus. In dieser Zeit sei das Verhältnis zum Vater schlechter geworden und Herr B. beschrieb sich als rebellisch. Im Gespräch als Beispiel schilderte der Klient, dass er andere Musik hörte als sein Vater. Er lernte nach dem Hauptschulabschluss den Beruf des Einzelhandelskaufmanns und übte diesen in Niedersachsen bis 1995 aus. Ihm wurde, als Zeichen des Erwachsenwerdens, zur Konfirmation das erste Bier vom Vater geschenkt. Allgemein beschrieb Herr B. innerhalb der älteren Generationen auffälliges Trinkverhalten und eine anerkannte Trinkkultur. 1982 besuchte Herr B. die Bundeswehr, wo der Alkoholkonsum seinen Höhepunkt fand. 1990 lernte er seine derzeitige Lebensgefährtin kennen und zog 1995 nach Sachsen. Im selben Jahr kam seine Tochter zur Welt. Seine Frau sei Witwe und brachte ebenfalls eine weitere Tochter mit in die Beziehung.

Sein Trinkverhalten änderte sich mit dem Tod seines Vaters 2007 und verstärkte sich mit dem Mobbing am Arbeitsplatz. In Folge dessen wurde Herr B. 2012 arbeitslos. Besonders die unausgesprochenen Dinge und die Vergleiche seiner Mutter mit dem Vater belasteten ihn stark, sodass er depressiv wurde und sich aus dem Familiengeschehen zurückzog. Seine Lebensgefährtin hatte in dieser Zeit die Erziehung übernommen. Gemeinsam bezogen sie einen Teil des Hauses der Schwiegereltern. Dort kam es seitens des Schwiegervaters zu grenzüberschreitendem Verhalten und der Indexpatient beschrieb ihn als stur. Mit der Abstinenzentscheidung und der Entgiftung wurde das Verhältnis innerhalb der Familie besser. In der Klinik wurde ihm eine soziale Phobie diagnostiziert.

Zusätzlich berichtete er, dass seine Großeltern, mütterlicher Seite, Vertriebene aus Polen waren, die über Rostock, Berlin und dem Auffanglager in Niedersachsen geflohen sind.

### **Anhang: 2.1 Gesprächsverlauf Fall B.**

Nach einem Krankenhausaufenthalt auf der Entgiftungsstation meldete sich Herr B. bei uns in der Beratungsstelle. Ein kurzes Aufnahmegespräch fand statt und ein weiteres gemeinsam mit mir und einer Beraterin folgte. Im weiteren Verlauf führte ich das Genogramm-Interview durch und Herr B. konnte sich, trotz der Diagnose einer Sozialphobie, gut öffnen. Ein weiteres Gespräch wurde vereinbart, in dem ich allein mit Herrn B. die Antragsstellung fortführte. Ähnlich wie bei Herrn A. zeichnete ich offen auf einem großen Papier den Stammbaum und fragte stets nach, ob ich die Informationen richtig erfasst habe. Dadurch gestalteten sich die Gespräche als interaktiver und erkenntnisreicher. Es fand gemeinsam mit der Beraterin ein Abschiedsgespräch statt und ich überreichte ihm eine Version des gemeinsam erstellten Genogramms.

## Anhang: 2.2 Genogramm Fall B. – Allgemeine Daten

21.02.2013  
Herr André Schubert

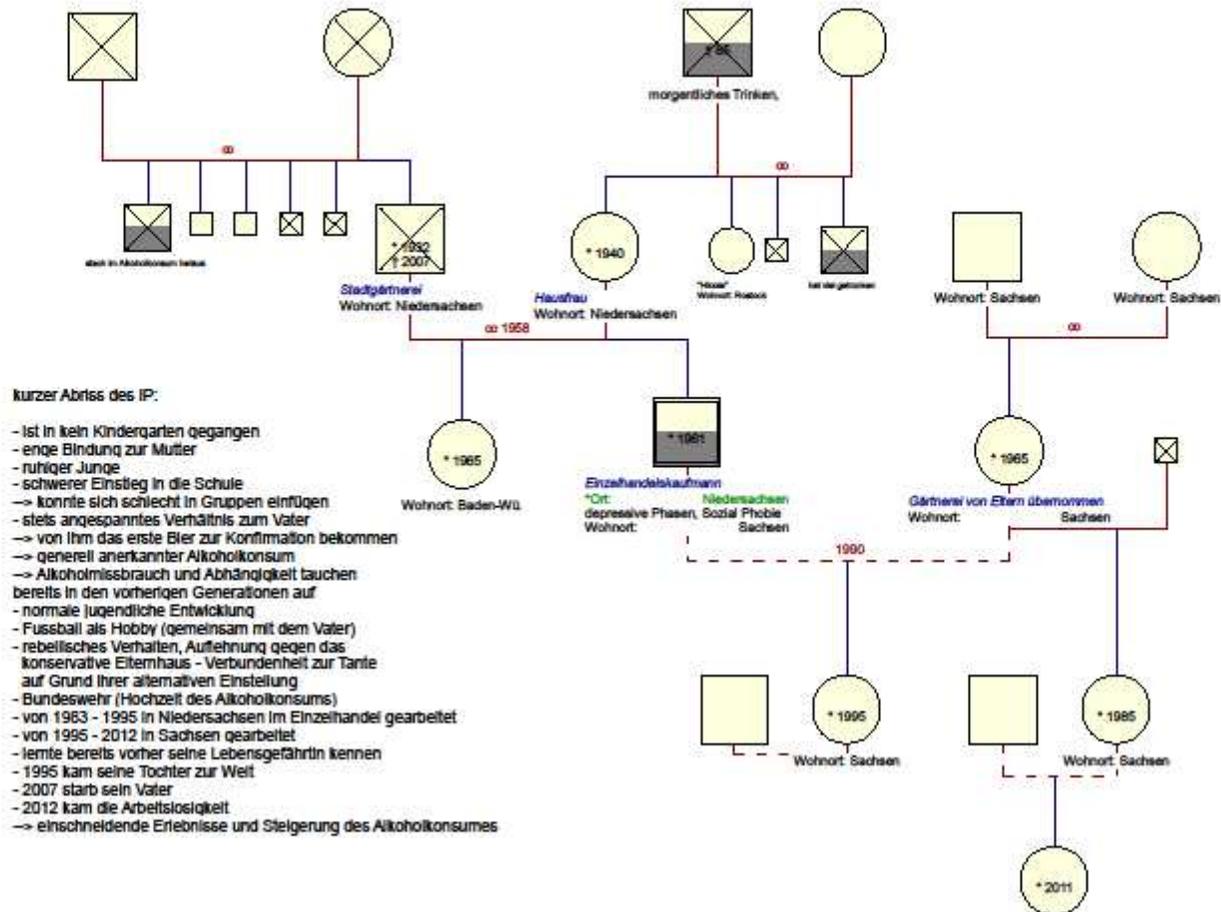
### Fall B. | Alkohol Allgemeine Daten

#### I. Generation

#### II. Generation

#### III. Generation

#### IV. Generation



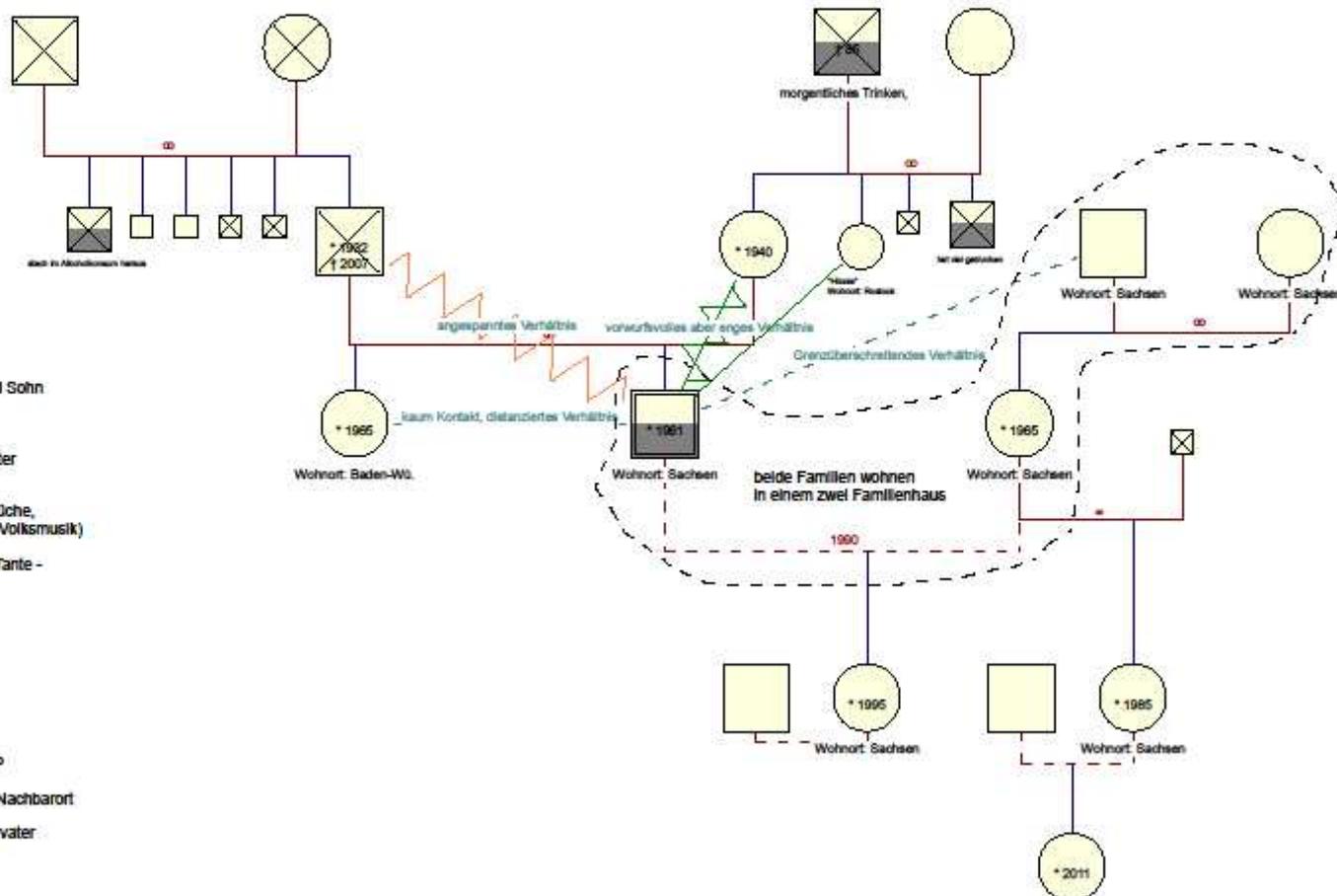
## Anhang: 2.3 Genogramm Fall B. – Beziehungen und Wohnverhältnisse

21.02.2013  
Herr André Schubert

Fall B. | Alkohol  
Beziehungen und Wohnverhältnisse

### I. Generation

Mütterliche Seite -  
Großeltern Flucht aus Polen  
nach Rostock über Berlin  
ins Auffangslager Niedersachsen



### II. Generation

ungelöster Konflikt zwischen Vater und Sohn

(Tabuthema innerhalb der Familie?)

Mutter hat immer gemacht was der Vater wollte

konservatives Elternhaus (deutsche Küche,  
keine Thematisierung von Sexualität, Volksmusik)

pflegte ein gutes Verhältnis zu seiner Tante -  
mütterlichseits

### III. Generation

Harmonisches Familienverhältnis  
seid der Abstinenzentscheidung des IP

Töchter wohnen im gleichen Ort oder Nachbarort

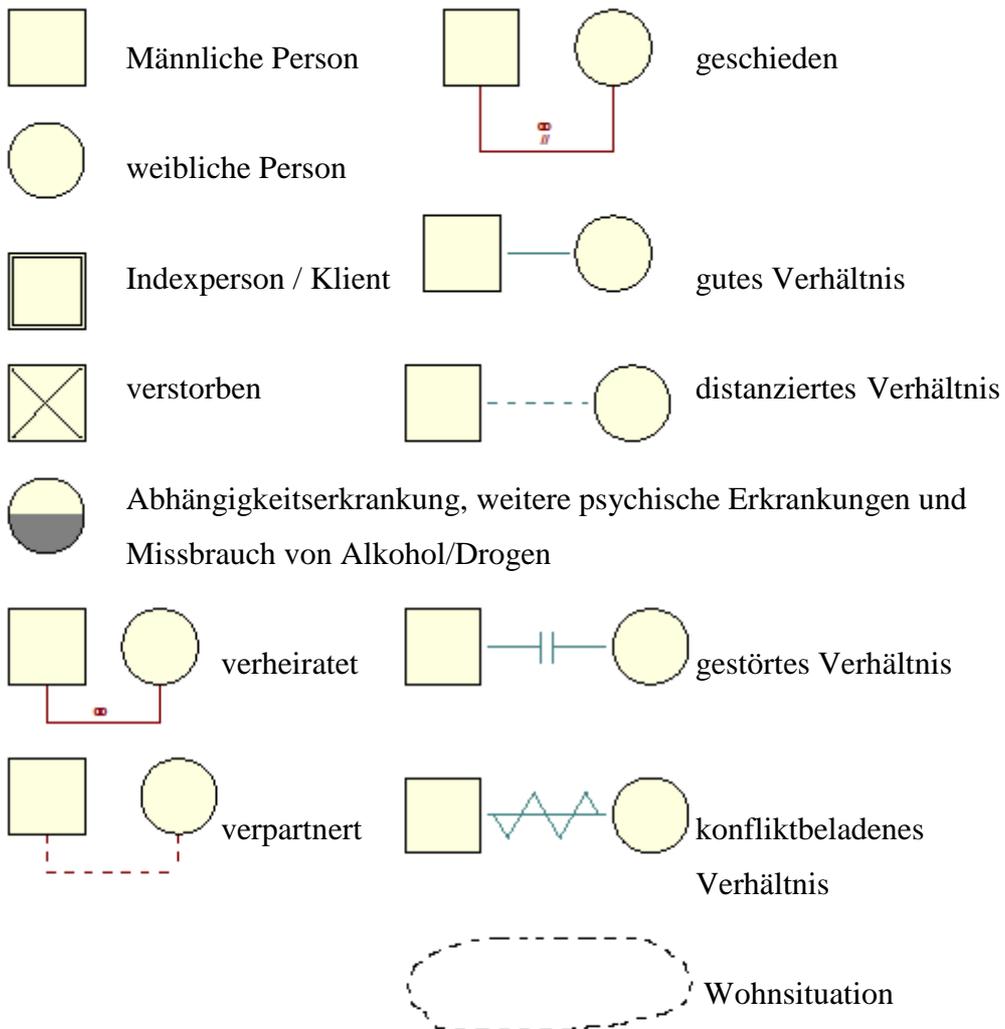
schwieriges Verhältnis zum Schwiegervater

### IV. Generation

### Anhang: 3. Genogramm Index

#### Erklärung zu den Symbolen und Linien im Genogramm

15.01.2015



## Selbstständigkeitserklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die Bachelor Arbeit ohne fremde Hilfe angefertigt und nur die im Literaturverzeichnis angeführten Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

16.01.2015, Dresden

(Ort, Datum)

A handwritten signature in blue ink, consisting of stylized letters, is written over a horizontal dotted line.

(Unterschrift des Studenten\_in)